Rudolf von Habsburg.

Historische Erzählung von **Max Fuchs.**

I.
Der Ritterschlag.

Hell und klar stieg die Herbstsonne über die mächtigen Berge der Schweiz empor und sendete, wenn auch nicht mehr mit der Glut des Sommers, so doch immer noch mit wohlthuender Wärme, ihre Strahlen auf die eisgekrönten Gipfel und langgestreckten Schneefelder herab. Bald schimmerte jene Zinke in rosigem Lichte, bald diese Zacken in goldenem Glanze, während die kleineren Berge noch in bläulichem Duft und die tiefgelegenen Thäler in weißem Nebelschleier gelagert waren. Aber je weiter das mächtige Gestirn emporstieg, desto schneller schwanden die Nebel und traten die Spitzen der Berge schärfer hervor, bis zuletzt nach kurzem Kampfe die Strahlen vollständig siegten und nur mehr einzelne Wölkchen über die Wälder dahinzogen.

Auch auf den Anhöhen, welche sich bei dem Kloster Königsfelden und dem Dorfe Windisch an den Ufern der Aar hinziehen, wurde es heller und zuletzt sah man nur mehr einen weißen Streifen,

der auf dem Flusse haften blieb und mit ihm seinen Lauf zu verfolgen schien. Unweit von Windisch erhob sich eine stattliche Burg auf einer dieser mäßigen Höhen und wie man auf den ersten Blick sah, war sie wohl bewehrt, um jeden Angriff von sich abweisen zu können. Wo die Natur nicht durch steil abfallende Felsen ein natürliches Bollwerk schuf, waren hohe Mauern errichtet, vor denen tiefe Gräben den Zugang wehrten und durch kleine, aber dicke Thürme noch weiter geschützt. Der einzige Zugang war eine Brücke, welche jetzt nicht aufgezogen war, denn die Burg harrte hoher und fröhlicher Gäste. Die eigentlichen Wohnräume standen an der rechten Seite der Mauer angebaut und erhoben sich weit über dieselbe, gewährten aber dadurch, besonders aus den zierlichen Eckthürmen, die herrlichste Aussicht über das reizende Thal, weit hinein in das Land und hinauf zu den ewigen Bergen. Daß die Burg nicht auf einmal erbaut wurde, erkannte man leicht an der Unregelmäßigkeit der verschiedenen Theile. Dem war auch so, denn Graf Guntram's Enkel, der Bischof Werner, hatte sie vor 1028 zu bauen begonnen und sie, weil in seiner Habe oder im Eigen gelegen, Habsburg genannt. Seine Erben fügten bald da, bald dort ein Stück hinzu, je nach Geschmack oder Nothwendigkeit, und so kam es, daß sie kein vollständig zusammenhängendes Ganze bildete. Ein hoher Thurm ragte an dem Nordende empor, ein treffliches Lueg in's Land, um schon von Weitem die Annäherung von Freund oder Feind zu erkennen. Ein großer Rittersaal, an den die Burgkapelle stieß, nahm den größeren Theil ein. Ober diesen waren die traulich eingerichteten Wohngemächer des Grafen Albrecht von Habsburg, das Erdgeschoß war von dem Burgvogte bewohnt und enthielt die Rüstkammer. Ein breiter Raum trennte die Burg südlich von der Mauer und war von einigen alten Linden beschattet, die ihre mächtigen Zweige nach allen Richtungen ausbreiteten und an sonnigen Tagen und kühlen Abenden die Bewohner unter sich versammelten.

Sonst herrschte gewöhnlich Ruhe und Stille in diesen Räumen. Selten daß ein benachbarter Ritter oder ein Abt der naheliegenden Klöster auf Besuch kam und die Einförmigkeit des Lebens dort

unterbrach. Graf Albrecht war auch wenig auf seiner Burg zu finden, denn die Städte, wie auch die Bischöfe der Schweiz hatten großes Zutrauen zu dem tapferen und erfahrenen Manne und begehrten häufig seinen Rath und Hilfe in den Streitigkeiten unter sich und mit den benachbarten Fürsten und Edlen. Man nannte ihn deßhalb auch den weisen Habsburger und seinem Ausspruche wurde fast jedesmal Folge geleistet. Sein Sohn Rudolf war es allein, der die Burg nicht ganz veröden ließ. Als er der Frauenpflege entnommen wurde, erkannte man bald, daß der feurige Knabe mit großen Anlagen begabt war. Bald hatte er gelernt, in dem Hofe das Roß zu tummeln, die Armbrust zu spannen und wehe dem Vogel, auf den er anlegte, von dem Pfeile durchbohrt, sank er tödtlich getroffen, selbst von dem Gipfel der Linden todt zur Erde. Als er mehr und mehr heranwuchs, nahm ihn der Vater mit hinaus in die Wälder und Berge, um das Wild zu erlegen und bald war er hierin Meister, so daß selbst der flüchtige Hirsch und die scheue Gemse nicht mehr vor seinem Bolzen sicher war. Mit Speer und Schild war er bald vertraut und mit Stolz konnte der Vater auf den Sohn blicken, der sein rühmlicher Nachfolger zu werden versprach.

Als Rudolf Knappe geworden, war er stets an des Vaters Seite. Leicht war es ihm, mit voller Rüstung auf ein Pferd zu springen, an Gelenkigkeit, Stärke und Gewandtheit kam ihm Keiner gleich. Auf senkrechten Mauern kletterte er auf und ab, oder er stieg die höchsten Tannen und Fichten hinauf, und wiegte sich in deren Wipfel. Dann nahm ihn sein Vater auf Reisen mit, um den Berathungen, zu denen er gezogen war, beizuwohnen und dabei seinen Geist zu schärfen und seine Kenntnisse zu erweitern. Turnieren und Ritterspielen wohnte er bei, doch auch an Sang und Saitenspiel hatte er große Freude, seine Mutter Hedwig hatte den Samen hiefür in seine Brust gelegt.

So hatte er innerlich und äußerlich wohl ausgebildet, das einundzwanzigste Jahr erreicht. Er war ein hochgewachsener, stattlicher Mann geworden. Seine Augen waren blau und feurig, seine Haare blond, die Nase stark gebogen, das Gesicht blaß, die

Stirne hoch. Als besonderer Vorzug war an ihm zu rühmen seine Mäßigkeit im Essen und Trinken und seine Einfachheit in der Kleidung. Reich und Arm galt ihm gleich, sein einmal gegebenes Wort hielt er unverbrüchlich, er war durch und durch ein deutscher und biederer Jüngling.

An jenem Herbstmorgen nun herrschte nicht nur auf der Habsburg, sondern auch im ganzen Thale ein ungewohntes Leben und Treiben. Ganze Züge, Ritter mit ihren Frauen, Knappen und Edelknaben kamen auf den verschiedenen Straßen herangesprengt und eilten der Habsburg zu. Feurig wieherten die reichgeschirrten Pferde in die Morgenluft hinein, die blanken Helme und Harnische blendeten mit ihrem Scheine die Augen, stolz wehten die manigfaltigen Helmfedern in der Luft und mit dem Klirren der Waffen vermischte sich der Hufschlag der schweren Pferde. Dazwischen kamen auf bedächtigen Maulthieren die Würdenträger der Klöster und Abteien, die Bürger der benachbarten Städte, an deren Seite nicht die Wehr des freien Mannes, das breite Schwert, fehlte. Aus Schluchten und Thälern zogen im Festgewande die Landleute einher, neugierig die ritterlichen Gestalten oder minniglichen Frauen mit ihren Blicken verfolgend, die rasch an ihnen vorüberritten. Sie Alle hatten nur ein Ziel, die Habsburg, von deren Thurm das Horn des Wächters immer wieder neue Ankömmlinge verkündete.

Der große Rittersaal der Burg vermochte kaum mehr die Zahl der Gäste zu fassen. Alle Nebengemächer waren geöffnet, im Hofe und rings um die Mauern lagerte der geringere Theil der Angekommenen in bunten Gruppen, zu denen aber immer noch Neue hinzukamen. Was war nun denn der Grund dieses Zusammenströmens so vieler Menschen aus Nah und Fern? Daß es etwas Besonderes sein müsse, verrieth nicht nur die rege Theilnahme, sondern auch die neugierigen und erwartungsvollen Mienen Aller.

Mit dem vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahre hatte der Dienst als Knappe ein Ende und wurde dieser zum Ritter geschlagen. Graf Rudolf hatte dieses Ziel erreicht und war hiefür der Tag Mariä Geburt festgesetzt. War eine solche Feier schon dazu angethan, alle Verwandten und Freunde des Ritters in Bewegung zu

setzen, um die feierliche Handlung zu erhöhen, so war dieses bei dem Habsburger noch um so mehr der Fall, da überallhin die Kunde sich verbreitet hatte, Kaiser Friedrich, der Rudolf aus der Taufe gehoben, werde selbst auf der Burg erscheinen und seinem Pathen die hohe Ritterwürde verleihen. Ein solch seltenes Ereigniß verfehlte nicht, das größte Aufsehen zu erregen und aller Füße in Bewegung zu setzen, denn es bewies auf das Neue, in welch' hohem Ansehen Graf Albrecht selbst bei dem thatkräftigen Kaiser stand.

Friedrich II. hatte damals die Höhe seines Ruhmes überschritten. Ein reiches Leben lag hinter ihm, doch nun sollte er auch des Mißgeschickes Macht kennen lernen. Trotzdem daß er mehr in Italien als in Deutschland verweilte, haßten besonders die Lombarden den Kaiser und seine Machtentfaltung, er aber auch sie und das mündige Gebahren ihrer Städte. Einen Reichstag, den er nach Ravenna berufen, besuchten sie nicht, verlegten vielmehr die Alpenpässe den Deutschen. Erbittert schränkte er die Freiheiten der Städte ein, allein ein trübes Ereigniß rief ihn nach Deutschland zurück und hinderte deren weitere Züchtigung. Er hatte seinem Sohne Heinrich die Verwaltung übertragen. Der Schüler wollte den Meister spielen, des Vaters Zurechtweisungen beengten ihn, er fühlte sich machtlos den Fürsten gegenüber. Umgeben von schlauen Rathgebern folgte er deren Einflüsterungen, verband sich mit den Lombarden, die dafür dem Vater den Weg nach Deutschland versperren sollten. Der schlecht angelegte Plan mißlang. Ohne Heer kam der Kaiser nach Regensburg, wo siebzig Fürsten seiner harrten. Um Heinrichs Entwürfe war es geschehen. Zwar söhnte er durch einen Fußfall den Vater aus, doch als er sich weiter lässig zeigte, ließ Friedrich ihn, seine Gemahlin und Kinder über die Alpen bringen nach dem Schloße St. Felice und dort gefangen halten. Aber der zwischen ihm und dem Papste Gregor IX. ausgebrochene Streit erforderte seine Gegenwart wieder in Italien und auf dem Wege dorthin befand er sich. Rudolf's Vater hatte hievon Kenntniß und war dem Kaiser entgegengeeilt, um ihn zu bitten, seinem Sohne den Ritterschlag zu ertheilen, er werde dieses als das größte Glück seines Lebens schätzen. Eingedenk der großen

Verdienste, die Graf Albrecht sich erworben, sagte er demselben gerne zu und scheute nun auch den Umweg nicht, um sein kaiserliches Wort einzulösen. Festlich war deßhalb die Burg Habsburg geschmückt. Schon die Zugbrücke war mit grünen Gewinden verdeckt und ein ganzer Wald stand links und rechts der Mauer entlang und deckte das Gestein mit seinem dunklen Grün. Den Eingang in die Burg zierten Blumen-Guirlanden und eine Ehrenpforte, in deren Mitte des Reiches Adler prangte. Der Boden und die Treppen bis hinauf in den Rittersaal waren mit den kostbarsten Teppichen belegt, während die Wände herrliche Stickereien zeigten. In der Mitte des Saales war ein Thron errichtet, von einem rothsammtenen Baldachine überdacht. An den Enden desselben hielten vergoldete Engel das Wappen des Kaisers und des Habsburgers. Die Kapelle war ebenso reich geschmückt, der Altar war fast unter Blumen begraben.

Graf Albrecht hatte dem Kaiser seine Vettern, die Grafen von Lauffenburg, zum ehrenden Geleite gesendet. Alle seine nahen und entfernten Verwandten umstanden ihn, um bei dem ersten Zeichen der Ankunft dem Kaiser vor die Burg entgegenzueilen. Da stand der alte Graf Hartmann von Kiburg, Rudolfs Onkel, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, erprobt in mehr als fünfzig Schlachten und Fehden, die er alle siegreich durchgekämpft. Weiter waren da der Graf von Hohenberg mit seinen drei Söhnen, wovon der Aelteste mit Rudolf in gleichem Alter stand und seine Tochter Gertrude, welche alle anwesenden Ritterfräulein an Schönheit und Liebreiz überstrahlte. Der Abt von St. Gallen, Bernhard von Falkenstein, sollte die kirchliche Weihe vornehmen und harrte bereits in vollem Ornate des Kaisers. Zwei riesige Männer zogen besonders die Augen Aller auf sich, es waren der Landamann von Schwytz, Rudolf Stauffacher und der tapfere Neuthan von Winkelried.

Da ließ sich das Horn des Wächters in lang gezogenen Tönen vernehmen und nun eilte Alles zu der Burg hinaus und den Abhang hinunter, um den Kaiser zu empfangen. Auf beiden Seiten war die Straße dicht besetzt und Aller Blicke wandten sich der Staubwolke zu, die am Horizonte sichtbar war. Immer näher

kam sie, hin und wieder strahlte ein heller Blitz aus ihr, wenn die Sonne eine der Rüstungen beschien. Als der Zug die Ersten erreichte, tönte brausender Jubel in die Luft, der immer stärker anschwoll, je näher man zur Burg kam.

„Heil dem Kaiser, dem Gesalbten und Gottgesandten!“ ertönte es von Aller Lippen und bewundernd blickte Jedes zu dem Manne auf, der die Geschicke Deutschlands mit so kräftiger Hand leitete.

Als der Kaiser des Habsburgers ansichtig wurde, grüßte er diesen schon von Weitem. Graf Albrecht aber stieg mit den Seinen vom Pferde, nahte ihm ehrerbietig und sprach ihm in bewegten Worten seinen Dank aus für die hohe Ehre, die heute seinem Hause widerfahre.

Der Kaiser war begleitet von seinen Söhnen Konrad und Enzio und seinem vertrautesten Freunde, Peter von Vineis, nebst einem großen Gefolge von Fürsten, Edlen und Rittern, die Alle geschworen hatten, mit dem Kaiser zu ziehen und entweder mit ihm zu siegen oder unterzugehen. In der Burg wurden sie von den anwesenden Frauen und Rudolf begrüßt und in feierlichem Zuge in den Rittersaal geleitet. Des Schlosses Kastellan hatte einen schweren Tag zu bestehen, denn er wußte nicht, wo er alle die Pferde unterbringen sollte und so groß auch der Vorrath war, der an Speisen und Trank aufgehäuft wurde, so bangte ihm doch, wenn er die Menschenmenge überblickte, die gesättigt sein wollte. Ueberall dampfte und prasselte es in den Kesseln, die im Freien aufgestellt waren, denn die Küche in der Burg wäre viel zu klein gewesen, um an einem solchen Tage den Anforderungen Genüge leisten zu können, die an sie gestellt wurden.

Nicht lange nach der Ankunft Friedrich's wurde die feierliche Handlung vorgenommen. Bereits am Morgen dieses Tages hatte Rudolf reumüthig seine Sünden bekannt und war dieses die erste Anforderung, welche an ihn gestellt wurde. Es galt nicht nur eine Ehrenstufe in der weltlichen Gesellschaft zu erklimmen, auch als gehorsamer Christ im Dienste der Kirche mußte der in den Stand der Ritter eintretende Jüngling sich bewähren. Auch wurde ihm

nach dieser Handlung von dem Abte von St. Gallen das Schwert um den Hals gehängt, zum Zeichen, daß er es würdig zu führen und außerdem hatte er ein weißes Gewand angezogen, sollte er doch ohne Flecken und Fehler sich darstellen und bleiben. Nachdem der Kaiser die Huldigung der Anwesenden empfangen und mahnende Worte an Rudolf gerichtet, eingedenk der Feier des Tages zu sein, ordnete sich der Zug in die Kapelle. Voraus schritten die Frauen und Jungfrauen, dann folgte der Abt mit seinen Geistlichen, ihm der Kaiser in der Mitte der Grafen von Habsburg und Kiburg, dann des Kaisers Söhne und sein Gefolge. Rudolf wurde von seinen Vettern, den Grafen von Hohenberg, geleitet, diesen folgten dann die übrigen Gäste. Die Kapelle war zu klein, um Alle aufzunehmen und gar Viele mußten außerhalb derselben harren. Auf der rechten Seite war wieder ein Thronhimmel für den Kaiser errichtet, für Rudolf stand ein Betschemmel in der Mitte vor dem Altare. Der Schmuck des Ritters lag auf demselben, er mußte vorher die kirchliche Weihe empfangen. Lautlose Stille herrschte in der Versammlung. Es war ein herrlicher Anblick, diese ernsten Männer und Jünglinge im blanken Waffenschmucke, die Frauen in ihren rauschenden Seidengewändern.

Der Abt begann das Hochamt; als er zum Evangelium gekommen, reichte er zuerst das Buch dem Kaiser zum Kusse. Aber dann trat Rudolf's Vater vor, faßte den Sohn bei der Hand, nahm ihm das Schwert vom Halse, gab es dem Abte und führte ihn dann vor den Kaiser.

„In Eurer kaiserlichen Majestät Anwesenheit, in Gegenwart all dieser edlen Männer und Frauen bitte ich Euch, meinen Sohn Rudolf von Habsburg zu prüfen, ob er würdig ist, den Ritterschlag aus den Händen Eurer kaiserlichen Majestät zu empfangen," sprach er dann mit lauter, doch bewegter Stimme.

Der Kaiser hatte sich von seinem Sitze erhoben und seine Blicke hafteten wohlwollend auf der jugendlichen Gestalt.

„Rudolf von Habsburg," begann er dann feierlich, „warum begehrst Du in den Ritterstand erhoben zu werden?"

„Um meinen Ahnen gleich zu sein, den Ruhm und das Ansehen

meines Hauses zu erhöhen," erwiderte Rudolf. „Zugleich aber will ich alle Tugenden mir aneignen, welche einen wahren Ritter zu zieren vermögen."

„Aus unlauteren Ursachen," sprach der Kaiser weiter, „ist es nicht möglich, in diese Gemeinschaft einzutreten."

„Ich hasse und verachte sie," erwiderte der Jüngling.

„Wer nur reich dadurch werden will, wer nur Ruhm und Ehre bei den Menschen gewinnen will, empfängt die Weihe nicht," mahnte Friedrich.

„Mein Herz ist rein von Ruhmsucht und Herrschbegierde," versicherte Rudolf.

„So gelobst Du Ehrfurcht vor Gott, ein Schutz der Hilflosen, namentlich der Wittwen und Waisen zu sein?" war nun die Frage.

„Ich gelobe es!" erklang es als Antwort zurück.

„Schwörst Du Gehorsam den Fürsten, dem Könige und Kaiser, treuen Schutz der heiligen Religion?"

„Ich schwöre es!"

„Wirst Du ein gerechter Richter sein, tapfer und muthig im Kampfe, aber auch edelmüthig gegen die Besiegten?"

„Ich verspreche es!"

„Was Du nun gelobt, vergesse es nie," sprach dann der Kaiser weiter, „es diene Dir zur Richtschnur Deines ganzen Lebens. Fluch und Schande würden Dich treffen, wenn Du Deinem Gelübde untreu würdest. Halte Deinen Schild rein und unbefleckt, damit Du ihn einst Deinem Sohne so übergeben kannst, wie Du ihn in dieser Stunde erhalten, und Deine Nachkommen werden Deinen Namen ehren und ihn mit Ehrfurcht nennen."

Nun führte der Vater den Sohn an den Schemmel zurück; der Abt weihte während der heiligen Handlung die Waffenstücke und erst als die Messe zu Ende war, hielt auch er eine Ansprache an Rudolf, worin er ihm in feuriger Sprache die Pflichten schilderte, die er nun übernehme und die er geschworen, getreulich zu erfüllen.

Dann legte der Jüngling das weiße Gewand von sich, um wieder zu dem Kaiser geführt zu werden. Drei Jungfrauen nahten

sich, in ihrer Mitte Gertrude, um aus den Händen des Abtes die einzelnen Waffenstücke zu empfangen und ihm beim Anlegen derselben behilflich zu sein. So erforderte es die althergebrachte Sitte, da er auch ihrem Dienste sich weihte.

Zuerst kamen die goldenen Sporen, dann das Panzerhemd, der Eisenharnisch, die Armbleche und Panzerhandschuhe. Sein Vater übergab ihm das Schwert, das mit einem prächtigen Wehrgehänge versehen war. Dann umgürteten ihn die Jungfrauen damit und blieben an seiner Seite stehen.

„Ist Jemand unter Euch,“ fragte nun der Kaiser mit weithin schallender Stimme, „der eine Klage gegen Rudolf von Habsburg vorzubringen habe, der spreche es offen aus!“

Allein Niemand erschien.

„So kniee nieder, mein Sohn,“ befahl dann der Kaiser, indem er sein Schwert zog.

Als dieses geschehen, und die Anwesenden ebenfalls auf ihre Kniee gesunken waren, berührte Friedrich dreimal den Nacken Rudolf's mit der flachen Klinge. „Ein neuer Zeitabschnitt Deines Lebens beginnt,“ sprach er dann. „Laß die Vergangenheit hinter Dir und richte alle Kräfte Deines Geistes und Deiner Seele in die Zukunft. Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg ernenne ich Dich zum Ritter. Erhebe Dich!“

Stolz blickte Rudolf im Kreise der Seinen umher. So war es denn erreicht, das so lange, so heiß ersehnte Ziel, er war ebenbürtig den Ersten des Landes und im Stillen gelobte er sich in diesem Augenblicke, daß er nicht mehr rasten und ruhen werde, bis er sie alle überstrahle.

Dann erhielt er von dem Kaiser Helm, Schild und Lanze, und nun als er in vollem Waffenschmucke dastand, konnten die Anwesenden ihren Jubel nicht mehr zurückhalten, der sich stürmisch außerhalb der Kapelle fortpflanzte und freudiges Echo bei dem versammelten Volke fand. Nun ging der Zug in den Saal zurück, ein fröhliches Bankett beschloß die Feier. Rudolf aber schwang sich ohne Steigbügel auf das im Hofe bereit gehaltene Roß und tummelte es mit kundiger Hand unter dem Volke, die Lanze hoch-

schwingend, damit anzeigend, daß er von jetzt an bereit sei, jeden Angriff von sich abzuwehren. Wo er erschien, wurde seine Kühnheit, Gewandtheit und Kraft bewundert und immer auf das Neue wurde er von dem jubelndem Volke umdrängt, das ihm Glück und Heil zurief. Nun ging es aber auch fröhlich über den Vorrath an Speisen her, und gar manches Faß mit perlendem Weine wurde eher leer, als es die dienstbereiten Knechte ahnten. Allein der Keller war damit gut versehen und die Sorge des Kastellan's erwies sich völlig unbegründet, alle konnten befriedigt werden und sogar ein anständiger Rest blieb noch übrig.

Lange durfte sich Kaiser Friedrich den Freuden des Mahles nicht hingeben, denn noch am gleichen Tage hatte er beschlossen, den Weg nach Italien fortzusetzen.

Auf dem Söller der Burg standen er und Graf Albrecht. Friedrich hatte einige Zeit die herrliche Aussicht bewundert, dann war er in tiefes Nachdenken versunken, aus welchem ihn der Graf nicht stören wollte.

„Ihr seid glücklich, Graf von Habsburg," begann er dann, als sein Auge sich wieder erhob und an den majestätischen Bergen hinglitt. „Ihr habt ein ruhiges, von der prachtvollsten Natur umgebenes Heim, ein treues, liebendes Weib, einen hoffnungsvollen Sohn. Euch drückt keine Krone, ihr könnt in Ruhe und Frieden Eure Tage beschließen und weinend werden Euch die Enkel die Augen zudrücken. Warum ist mir kein solches Loos beschieden?"

„Ihr seid unglücklich mein Herr und Kaiser," fragte theilnehmend und besorgt der alte Graf. „Vertraut mir Euren Kummer an und seid versichert, wenn ich ihn zu lindern vermag, wird es geschehen, auf keinen Fall aber sollt Ihr ohne Trost von hinnen ziehen.."

„Ihr waret von jeher einer meiner treuesten Freunde," antwortete der Kaiser, „Euch kann ich mich rückhaltslos anvertrauen. Es thut meinem Herzen wohl zu wissen, daß nicht eines Jeden Brust Verrath und Arglist birgt, der sich mir naht. Glaubt nicht, daß ich damit zu viel sage, seitdem der Sohn den Vater verließ und gemeinsame Sache mit meinen Feinden machte, blutet dieses

Herz und hat sich das Mißtrauen festgesetzt. Graf Habsburg, die glücklichen Tage sind dahin, die Deutschland mit Italien verbanden. Der Rest meines Lebens wird in heißem Kampfe vergehen und wer weiß, ob er ein Ende nimmt, wenn ich meine Augen schließe."

„Ihr seht vielleicht zu schwarz," fragte besorgt der Graf. „Worauf gründet Ihr Eure Vermuthungen?"

„Papst Honorius hat den Frieden zwischen mir und Rom mit in das Grab genommen," betheuerte der verblendete Friedrich. „Immer höher werden Gregors Ansprüche, die ich als Kaiser der Deutschen nicht erfüllen kann. Bereits ruht der Bann auf mir, weil ich den gelobten Kreuzzug noch nicht unternommen. Ich fürchte Drohungen nicht, ich habe der Blätter schon viele rauschen hören, wer sie fürchtet, den soll man mit Eselswinden begraben. Ich erkenne die Absicht, man will mich weit von Deutschland und Italien entfernt wissen, vielleicht hegt man am Ufer der Tiber auch noch andere Wünsche; doch ich bade mich nicht in eiskalten Gewässern, wie Friedrich, mein unerreichter Vorfahrer und deßhalb bringt man auch keinen todten Kaiser zurück. Ein Kampf wird sich entspinnen auf Leben und Tod. Doch ich fühle meine Kräfte schwinden, falle ich, ist Alles vorbei, und wenn auch mein Gegner hinsinkt, in seinem Nachfolger ersteht ein neuer Kämpfer, aber mit ungeschwächtem Muthe. Was ist denn noch die Macht des deutschen Kaisers? Zerbröckelt sie nicht wie altes Gemäuer, und wie lange noch, dann wird eine kaiserlose, aber auch schreckliche Zeit kommen."

„Gott gebe, daß dem nicht so ist," antwortete Albrecht. „Noch gibt es deutsche Fürsten, welche mit Treue und Hingebung an Euch erfüllt sind und des Vaterlandes Wohl höher als das eigene stellen. Versammelt sie um Euch, und ihrer Weisheit wird und muß es gelingen, die drohenden Gefahren abzuwenden."

„Glaubt Ihr, ein Baum, den der Blitz gespalten, werde sich wieder zusammenfügen und auf das Neue Früchte tragen?" fragte der Kaiser. „Was kann ich ohne Zustimmung der Fürsten wohl unternehmen? Nichts mehr. Die Gewalt ist verloren, seitdem sie

nicht mehr, vom Vater auf den Sohn forterbt. Die Wahl muß erkauft werden und immer muß dabei der Kaiser von seinen Rechten opfern. Welch große Mühe und Anstrengung erfordert es nicht, ein Heer aufzustellen, und ist es gelungen, so verlassen uns die Fürsten und Stände im nächsten Augenblicke wieder und bleibt nichts übrig als vergebliches Klagen. Ja wohl, es gibt noch Fürsten, wie Ihr sie schildert, aber ihre Zahl ist klein, ich habe das in Regensburg zu meiner Schande erfahren."

„Wie glaubt Ihr aber, daß dem Verderben des Reiches abzuhelfen sei?" fragte kleinmüthig der alte Habsburger.

„Ich sehe nur eine Hoffnung, daß Deutschland an Macht und Ansehen nach innen und außen wieder gestärkt wird," antwortete Friedrich rasch, „und das ist ein erbliches Kaiserreich. Wenn der Vater die Ueberzeugung hat, für das Wohl des Landes mit und für sein Kind zu sorgen, so wird er auch Alles aufbieten, die Feinde abzuwenden und befördern, was zum Wohl und Nutzen gereicht. Das Beispiel der Väter wird die Söhne zur Nachahmung reizen und nicht sie allein, sondern Deutschland wird es sein, das dadnrch zu Blüthe und Wohlstand gelangt. Rom wird keine Gründe mehr haben, den Deutschen feindlich gegenüber zu stehen und Ruhe uud Frieden wird zwischen diesen Ländern herrschen."

Albrecht schwieg. Er wußte, daß dieses Ziel unerreichbar war und wollte keine unerfüllbaren Hoffnungen in dem kaiserlichen Freunde erwecken.

„Ihr schweigt Graf," fuhr Friedrich dann wieder fort, „ich sehe es an Euren Mienen, daß Ihr an der Zukunft des Vaterlandes verzweifelt, wie ich. Wenigstens aber will ich mit Ehren in die Gruft sinken. Man soll nicht sagen können, Friedrich habe den Muth verloren und sei dem Gegner zu Füßen gefallen. Nie, so lang ein Tropfen Blut in meinen Adern rinnt! Ich werde kämpfen bis zum letzten Hauche und so meine Pflicht als deutscher Kaiser und Ritter erfüllen. Den Kreuzzug werde ich unternehmen, damit jeder Vorwand zu weiterer Klage verschwindet, fügen sie sich jedoch dann noch nicht meinem Willen, dann werde ich ihnen zeigen, daß das alte Blut noch in meinen Adern rinnt. Wehe

ihnen aber dann, wenn sie unterliegen, ich werde Italien zur Wüste machen und in Rom soll nur noch St. Peter's Tempel Kunde geben, daß hier eine mächtige Stadt stand."

Feurig blickte sein Auge wie ehedem, seine Hand hatte den Griff des Schwertes erfaßt und seine Gestalt schien zu wachsen, als er die drohenden Worte sprach. Der alte Heldengeist flammte wieder in ihm auf, hatte er ihn doch so oft zum Siege geführt, sollte er denn jetzt ganz von ihm verlassen sein!

„Ich begleite Euch in das heilige Land," betheuerte der Graf und reichte dem Kaiser zur Bestätigung die Hand. „Schon lange drängt es mich, an den heiligen Stätten mein Gebet zu dem Weltenerlöser zu senden und um Vergebung meiner Sünden zu flehen. Ich will Euer Schutz und Schirm sein, damit Ihr sicher der Ruhe vor Euren Feinden pflegen könnt und glücklich wieder zurückkehrt in das geliebte Vaterland."

Ein Freudenblick traf den Grafen. „Ihr wollt Euch noch in diesem Alter den Beschwerden und Gefahren eines solchen Zuges unterwerfen? fragte Friedrich erstaunt. „Und das auch um meinetwillen? Ach, wenn die Brust jedes deutschen Fürsten von solcher Treue bewegt würde, wie groß und herrlich wäre es dann, ihr Kaiser zu sein!"

„Gebt mir Kunde, wohin ich mich begeben soll, wenn die Zeit gekommen," verlangte der Graf, „und Ihr werdet sehen, daß ich nicht allein erscheine. Ich will den Kreuzzug in der Schweiz predigen und ich bin dessen gewiß, daß gar Viele sich mir anschließen werden."

„Mit neuen Hoffnungen ziehe ich jetzt nach Italien," erwiederte Friedrich, „und gibt mir Gott den Sieg, so werde ich auch Eurer nicht vergessen."

Die Beiden kehrten in den Saal zurück. Nur wenig genoß der Kaiser von den aufgetragenen Speisen, dann gab er den Befehl zum Aufbruche. Beim Abschiede ermahnte er Rudolf noch einmal, ein treuer und edler Ritter zu sein, seinen Vater sich zum Beispiele zu nehmen und nachzuahmen zu suchen, dann werde es ihm nicht an Ruhm und Ehre fehlen.

Als Friedrich mit seinem Gefolge die Pferde bestiegen hatte, drückte er zum Abschiede noch einmal innig des Grafen Albrecht Hand, dann stürmten sie hinüber über die Zugbrücke und die Anhöhe hinab in das Thal, begleitet von dem jauchzenden Zurufen des Volkes, das dem Kaiser Glück und Sieg in dem bevorstehenden Kampfe wünschte.

Graf Albrecht aber stand auf dem Söller der Burg und blickte seinen kaiserlichen Freunde so lange nach, als er vermochte. Als endlich ein dunkler Wald den Zug seinen Blicken entzog, wandte er sich ab und flüsterte für sich: „Armer Kaiser, Du hast wahr gesprochen. Der Glanz Deiner Krone ist im Erbleichen, ob je ein deutscher Fürst erstehen und sie wieder zu ihrer früheren Höhe erheben wird?"

Erst gegen Abend fing die Menge an sich, zu lichten. Aus aller Munde hörte man die Herrlichkeit des Festes und die Gastfreundschaft des Burgherrn rühmen, noch lange Zeit sprach man im weiten Umkreise von diesen Feierlichkeiten und der Anwesenheit des Kaisers.

Es dunkelte schon, als Struthan von Winkelried und Rudolf Stauffacher auf der Burg Abschied nahmen. Bald verließen sie die Straße und schlugen einen Seitenweg ein, auf dem sie trotz der eingebrocheuen Nacht so sicher wie am Tage dahinschritten, obwohl er theils durch düstere Wälder, theils an hohen Abgründen und steil sich absenkenden Felsenwänden dahinführte. Stauffacher hatte das Anerbieten seines Freundes, eine Nacht unter seinem Dache zu verbringen, mit Dank angenommen und Winkelried den ihm wohlbekannten Weg gewählt, da sie auf demselben früher zum Ziele gelangten.

„Nun, was sagst Du zu dem heutigen Tage?" begann Stauffacher, als der Fußpfad sich erweiterte und gestattete, daß die Wanderer neben einander gehen konnten. „Ich kenne Deine Träume und möchte wissen, ob Du jetzt auch noch glaubst, daß sie zur Wirklichkeit werden."

„Träume habe ich nie in mir getragen," war des Begleiters Antwort.

„Ich glaubte Gewißheit zu haben, daß der Schweizer sich bereits als freier Mann fühle, der Niemand unterworfen ist, als dem Rechte und sich selbst. Heute habe ich aber gesehen, daß dem noch nicht so ist. Die Zeit ist noch nicht gekommen, in der sich meine Erwartungen erfüllen werden, denn noch immer küßt das Volk die Ruthe, die es züchtigt.“

„Wie sie alle dem Kaiser entgegenjubelten,“ bemerkte Stauffacher, „mit welcher Unterwürfigkeit sie zu ihm aufsahen und wie Mancher fühlte sich hochbeglückt, wenn ihn ein huldreiches Lächeln traf!“

„Ich will von dem Kaiser nicht sprechen,“ erwiederte Winkelried, „er ist ein Mann, der Hochachtung einzuflößen versteht und dessen Handlungen beweisen, daß es ihm Ernst ist mit seinem Wollen. Von den vielen Grafen und Herren spreche ich, die wir im Lande besitzen und die uns in tiefer Abhängigkeit halten und die Kunst verstehen, als Gebieter zu schalten und die das Brod essen, das die Unterthanen ihnen verdienen müssen. Schau umher von einem unserer Berge, was erblickst Du? Burg an Burg und wo ein günstiges Fleckchen sich findet, erhebt sich eine neue, aber auch ein Gebieter mehr. Diese müssen gebrochen werden, wenn der Schweizer das sein will, was ich anstrebe, ein freier Mann, der seine Habe auch wirklich sein Eigen nennt und nicht zins- und tributpflichtig das Beste opfern muß, was er erntet.“

„Daran ist nie zu denken,“ versicherte Stauffacher. „Ich habe es beobachtet, wie die Gewohnheit das Band ist, das Herr und Unterthan verbindet. Eine solche Zeit wird die Schweiz nicht erleben.“

„Sie wird kommen,“ betheuerte Stauffacher, „wenn auch wir sie nicht mehr erleben, so werden doch unsere Kinder und Enkel die Frucht ernten, die wir säen. Ich sehe im Geiste diese Zwingburgen gebrochen und verödet. Nicht mehr wie heute werden Tausende dahinziehen, um an einem solchen Feste Theil zu nehmen. Zerfallen werden sie und nächtlich den Vögeln zum Aufenthalt dienen, der Schweizer aber an ihnen vorüberziehen und der Zeit mit Bitterkeit gedenken, wo er von dort Befehle erhlielt. Aber

unsäglicher Druck und Gewalt muß noch vorher auf ihm haften, die Zornesruthe muß ihn peitschen, geknechtet muß er sein wie das Thier, dann erst wird er zur Besinnung kommen, das Joch von sich abschütteln und sich als freier Mann im freien Lande fühlen. O, daß ich die Zeit noch erleben würde, gerne würde ich mein Herzblut opfern."

„Des Blutes wird genug fließen," versicherte Winkelried, „und Noth und Elend über das Land kommen."

„Der Lohn wird aber auch herrlich und groß sein," betheuerte der glühende Patriot. „Keiner wird dann zurückstehen, vereinigt werden sie alle sein von Nord bis Süd, bis die Freudenfeuer flammen von den Bergen und verkünden, die Schweiz ist frei!"

„Gebe Gott, daß es so geschehe," war die Antwort. „Bis jetzt ist noch wenig Aussicht vorhanden. Denke nur an die Macht, die uns dann gegenübersteht. Die stolzen Städter werden sich mit dem Adel verbinden. Und was werden die Hirten uud Landleute allein dagegen thun können?"

„Aus den Lämmern werden Löwen werden," sprach Stauffacher, „und Männer erstehen, die über die Schwächsten die Gluth heiliger Vaterlandsliebe ausgießen und ihren Arm stählen. An uns liegt es, die Jugend dazu zu erziehen, denn erst ein neues Geschlecht kann die That vollbringen. Kein Tag vergeht, ohne daß ich es meinen Söhnen nicht vor Augen halte und sie auffordere, auch ihre Kinder einst auf die kommende Zeit vorzubereiten. „Der Freiheit eine Gasse", ist mein Wahlspruch, er soll in meinem Hause sich forterben. Und wenn Jeder so handelt, rollt für uns das Rad der Zeit schneller, ja es gibt ihm Flügel."

Unter diesem Gespräche hatten sie eine tiefe Schlucht verlassen, in der nichts hörbar war, als das Rauschen der reißenden Bergwasser tief unter ihnen. Ein freieres Thal öffnete sich jetzt, aus der Ferne schimmerte ein mattes Licht.

„Deine Emmy scheint Dich noch zu erwarten," begann Stauffacher wieder, als er dieses bemerkte. „Sie wird nicht besonders erfreut sein, wenn Du noch fast um Mitternacht einen Gast Ihr zuführst."

„Mein Weib wird es sich zur Ehre schätzen, den Freund ihres Mannes beherbergen zu können," erwiderte Winkelried. „Und fühlst Du Dich nicht zu müde, so wollen wir noch bei einem Kruge Wein die Lage des Landes weiter besprechen und ich werde Sorge tragen, daß Deine Gesinnungen im Thale auf und ab zur Kenntniß jeden Mannes kommen."

Mit Freuden wurde der Gast von Emmy begrüßt. Bald saßen die Beiden um den Ahorntisch und öfter als einmal mußte das Weib den Krug füllen, so lange dauerte die Unterhaltung. Trotzdem war Stauffacher schon wieder am frühesten Morgen reisefertig und ermahnte den Freund, mit Wort und That zu dem Werke der Befreiung beizutragen, die das Glück und die Unabhängigkeit des Vaterlandes begründen werde. —

Auf der Habsburg war es ruhig und stille geworden. Von all den vielen Gästen war nur mehr die Gräfin von Hohenberg mit ihrer Tochter Gertrude uud ihrem ältesten Sohne Burkhard anwesend und auch diese hatten ihre Heimkehr auf den folgenden Tag bestimmt. Da gab es nun zwei Herzen, die bei dieser Nachricht tief berührt wurden.

In Gertrudens wie Rudolfs Brust hatte sich jene heilige Gluth entzündet, die um so mächtiger auflodert, je weiter sie von dem Gegenstande ihrer Sehnsucht entfernt ist. Nicht allein die Schönheit des Mädchens hatte in Rudolf die Liebe angefacht, hauptsächlich war es der bescheidene Sinn, das offene und herzliche Entgegenkommen und ihre jungfräuliche Würde, die ihn anzog. Und wer konnte es ihr verargen, daß sie das gleiche Gefühl zu dem jugendlichen, edlen Ritter hinzog, dem sie das Schwert gereicht, das er fürder zum Schutze der Frauen tragen sollte und dessen feurige Augen so tief und innig auf ihr geruht hatten.

Die wenigen Tage, die sie zusammen verlebt, hatten hingereicht, diese zwei Herzen zu fesseln und in jedem den Wunsch hervorzurufen, sich für das ganze Leben anzugehören. Allein jetzt sollten sie scheiden und ein Jedes das süße Geheimniß in sich verwahren. Wer konnte sagen, wann und wo sie sich wiederfinden würden?

Hätte die Gräfin von Hohenberg ihre Tochter genauer be=

obachtet, so würde sie eine gewiße Unruhe an ihr bemerkt haben, die gegen das sonstige Benehmung des Mädchens seltsam abstach. Sie hatte weder Rast noch Ruhe mehr, eilte von Gemach zu Gemach, die Burg wurde ihr zu klein und sie eilte hinaus und schweifte auf den Wiesen umher, um der Röthe ihres Gesichtes eine natürliche Deutung zu geben, die aber in dem Wallen des aufgeregten Blutes ihren Grund hatte. Gar manche Blume zertrat unachtsam ihr Fuß, oft blieb sie sinnend stehen und blickte hinauf zu der Burg, von der der Abschied ihr so schwer werden sollte. Dann kehrte sie langsam zurück nnd lenkte ihre Schritte den Linden im Hofe zu, unter denen sie dann weiter träumte.

So war der letzte Abend auf Habsburg gekommen. Gertrude hatte ihr Lieblingsplätzchen noch einmal aufgesucht. Lang gestreckte Schatten warfen die Bäume von sich, die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu, ober ihr zwitscherten die Vögel, ein leises Rauschen in den Zweigen war hörbar, es klang wie hoffnungsvolle Engelsstimmen aus lichten Höhen. Schon wollte sie sich erheben und in die Burg zurückkehren, als sie Schritte hinter sich vernahm und plötzlich Rudolf hinter ihr stand, dessen Armbrust auf der Schulter und das Hifthorn an der Seite zeigte, daß er von der Jagd zurückkehrte. Hocherröthend senkte Gertrude den Blick zu Boden, es war zum erstenmal, daß sie allein ihm gegenüber stand.

„Verzeiht, wenn ich Euch in Eurem Sinnen störte,“ begann Rudolf, dem das Herz nicht minder unter dem sammtnen Wamse pochte, das seine schlanke Gestalt noch vortheilhafter hervorhob. „Sei es aber, was es immer auch wolle, ich beneide den Gegenstand, der Euch dazu Veranlassung bot. Ist es Euch genehm, so laßt mich einige Minuten bei Euch verweilen. Wer weiß, wann dieses Glück mir wieder zu Theil wird.“

„Ihr sprecht verbindlich, Graf Rudolf,“ erwiderte sie ihm etwas gefaßt, doch immer noch die Augen zu Boden geheftet, „man weiß Euren Muth zu schätzen, doch auch in der Minne seid Ihr wohl erfahren. Warum soll Eure Gegenwart mir un-

angenehm sein. Glaubt Ihr, die Erinnerung an diese Tage wird so schnell in meiner Brust erlöschen?"

„Ihr habt gerne auf Habsburg verweilt, Ihr nehmt ein freundliches Bild mit Euch?" fragte er rasch und erregt. Und darf ich der Hoffnung Raum geben, Euch wieder hier zu sehen?"

„Nicht der Glanz des Festes ist es, sondern der Umgang mit guten, edlen Menschen," erwiderte sie, „hat mein Gemüth tief bewegt, und die Liebe Eurer Eltern, die mir in so reichem Maße zu Theil wurde, macht mir den Abschied schwer. Ob ich Euch so bald wieder sehe, hängt nicht von mir ab," fügte sie leiser hinzu.

„Und doch könnt Ihr dieses, wenn Ihr wollt," versicherte der Jüngling feurig. „Hört mich an Gertrude, ich will frei und offen zu Euch reden, wie es mir um das Herz ist und dann entscheidet über mein künftiges Wohl und Wehe." Er rückte ihr etwas näher und sah ihr liebevoll in die Augen, die ihm schon jetzt einen Himmel voll Glück verkündeten.

„Am gestrigen Abend" begann er nun, „rief mich mein Vater noch spät zu sich. Er hatte diese Zeit abgewartet, sagte er mir, um ungestört mir seinen Willen und seine Wünsche erkennen zu geben, die er in nicht weit entfernt liegender Zukunft befolgt wissen wolle. Da erfuhr ich nun zu meinem Erstaunen, aber auch mit Sorgen und Kummer, daß er dem Kaiser bei seiner Anwesenheit das Versprechen gegeben habe, ihn auf dem bevorstehenden Kreuzzuge zu begleiten. Bei meinem hohen Alter, sprach mein Vater, ist es leicht möglich, daß mir etwas Menschliches begegnet und ich nicht mehr zurückkehren werde. Für alle Fälle will ich aber mein Haus wohl versorgt wissen. Du bist mein ältester Sohn und die Hoffnung und die Stütze Deiner Mutter in ihrem Alter. Doch wäre es mir lieb, wenn ich Dich an der Seite eines geliebten Weibes wissen würde, ich könnte dann ruhiger meine Augen schließen. Mache Dich also auf und schaue unter den Töchtern des Landes um, und glaubst Du sie gefunden zu haben, so führe sie mir zu, daß ich ihr noch vorher meinen Segen gebe. Habsburg mit Allem, was dazu gehört, soll von dieser Stunde an Dein Eigen sein, ich weiß, daß Du es nur blühender Deinen Nach-

kommen hinterlassen wirst. Glaubt Ihr nicht, Gertrude, daß ich meinem Vater die größte Freude bereite, wenn ich mit Euch vor ihn treten würde? Denn wißt, daß mein Herz nur mit Euerm Bilde erfüllt ist und daß ich kein höheres Glück kenne, als Euch zu besitzen. Ihr habt mir die Zierde und den Schmuck des Ritters vor wenigen Tagen übergeben, fügt nun dem die Krone bei und reicht mir Eure Hand!"

Der Busen des Mädchens wogte stürmisch. So sollte sie also doch nicht scheiden, ohne die beseligende Gewißheit, daß sie wahr und treu geliebt werde. Ja noch mehr, sie sollte als Braut die Burg verlassen, in die sie als Mädchen eingezogen, um dann darin als Gattin und Gebieterin an der Seite eines edlen Mannes zu wandeln. Dieses Glück stürmte zu plötzlich auf sie ein und deßhalb konnte sie auch ihrem Gefühle nicht Worte verleihen. Langsam sah sie zu dem Grafen auf, der ihre Rechte ergriffen hatte, dann sank sie an seine Brust und hauchte: „Ja, Rudolf, ich will Dein Weib werden, denn ich liebe Dich unaussprechlich und diese meine Liebe und Treue wird über das Grab hinüber reichen."

Lange hielten sie sich so umschlungen, in Gertrudens Augen perlten Freudenthränen. Der letzte Strahl der Sonne umspielte sie, der Vögel Sang erstarb in leisen Accorden, das Rauschen der Bäume aber trug es hinauf in die Lüfte, daß zwei Menschenherzen sich gefunden und nun für immer vereinigt seien.

Das Erstaunen und die Verwunderung war freilich groß, als die Beiden vor die Aeltern traten und Rudolf seinem Vater erklärte, er habe nicht nöthig gehabt, lange zu suchen, die eigene Burg habe das Kleinod bewahrt, dessen Besitz ihm über Alles gehe. Gertrudens Mutter, um ihre Einwilligung befragt, schloß sie mit Freuden in ihre Arme und nun war natürlich von der Abreise am andern Tage keine Rede mehr, denn es gab gar Vieles jetzt zu besprechen und zu berathen und besonders die beiden Frauen hatten gar Manches zu bestimmen und zu ordnen und so wurde denn auch festgesetzt, daß die Vermählung noch in diesem Jahre vor sich gehen solle. Nach acht Tagen, es war eine Zeit des höchsten Glückes für die Liebenden, verließ die Gräfin von Hohenberg die

Habsburg, um bald wieder mit ihrer Tochter in bräutlichem Schmucke zurückzukehren.

Rudolfs Vater aber sollte den festlichen Tag nicht mit den Seinen feiern können. Unvermuthet kam ein kaiserlicher Bote an, mit der Aufforderung, Graf Albrecht möge sich sogleich auf den Weg machen und in Rom zu dem Heere des Kaisers stoßen. Diesem Befehle mußte gehorcht werden, so ungelegen er auch kam. Rasch hatte der Graf seine Vorbereitungen getroffen, einige seiner Vasallen schlossen sich ihm an und so konnte er mit seinen Mannen, die er mit sich führte, dem Kaiser eine ansehnliche Hilfe bieten. Vorher aber war er mit Rudolf nach Hohenberg geritten, hatte Gertrude gesegnet und von Allen den herzlichsten Abschied genommen. Auch auf Habsburg kam der Morgen, an dem er die Burg seiner Väter verlassen sollte. Lange lag er in den Armen des treuen Weibes, deren Thränen immer auf das Neue hervorbrachen und selbst den so starken Mann erschütterten. Er mußte sich fast mit Gewalt losreißen, dann drückte er noch einmal den Sohn an sein väterliches Herz und gebot ihm, bei der Mutter zu verweilen und sie in ihrem Schmerze zu trösten. Außerhalb der Burg erwarteten ihn seine mit dem Kreuze geschmückten Begleiter. Er schwang sich auf sein Roß und donnernd ging es hinab in das Thal. Erst als er zu jenem Walde kam, der einst auch den Kaiser seinen Blicken entzogen hatte und von wo aus man die Burg zum Letztenmale sah, hielt er an. Feuchten Auges blickte er zu ihr empor. Hell glänzte sie im Strahle der Morgensonne. „Leb wohl", rief er tiefbewegt ihr zu. „Leb wohl und sollte ich Dich nicht mehr wiedersehen, so möge Gottes Segen auf Dir ruhen bis in die fernsten Zeiten."

War es eine Ahnung, die ihn bewegte, daß dem wirklich so sein werde? Glücklich erreichte er Rom, wo er von Friedrich mit besonderer Liebe und Freundlichkeit empfangen wurde. Wenige Tage nachher brach das Kreuzheer mit dem Kaiser an der Spitze auf, um den Willen des Papstes zu erfüllen.

II.

Der letzte Hohenstaufe.

Die große Begeisterung, welche über ein Jahrhundert vorher im ganzen Abendlande geherrscht hatte, war im Erlöschen begriffen. Damals war diese überwallende Begeisterung für die Religion des Kreuzes in unermeßlichen Heereszügen gegen die Ungläubigen ausgebrochen, doch war der Höhepunkt schon überschritten. Die Neigung des christlichen Abendlandes zu diesen Zügen hatte besondere Ursachen. Der Glaubenseifer durch des Papstes Gregor VII. Reformen hatte einen neuen Aufschwung erhalten und die Gemüther waren mehr wie zuvor für das Wunderbare empfänglich. Damit hatte sich der Aufschwung des Ritterthums verbunden, der seinen Weg von Spanien und Frankreich aus, auch nach Deutschland fand. Den Päpsten war die neue Bewegung hochwillkommen und sie verstanden auch die Vortheile wohl zu benützen. Die Kreuzzüge erhöhten den Glaubenseifer, die Ergebenheit gegen die Kirche, sie lenkten die weltlichen Waffen auf eine andere Seite und Rom hatte nichts mehr von ihnen zu befürchten. Die Zeit Kaiser Friedrichs brachte keinen Peter von Amiens mehr hervor, kein heiliger Bernhard kam, welcher durch die Macht ihres Wortes Kaiser, Fürsten und Völker dahinriß und zu jedem Opfer bereit machte. Friedrich hatte Mühe, ein Kreuzheer zusammenzubringen, und es war eine bunt zusammengewürfelte Menge, als er sich nach dem Oriente einschiffte. Hier hatte alles eine den Christen ungünstige Wendung genommen. Zwar hatte Richard Löwenherz den Muhamedanern einen ehrenvollen Frieden abgezwungen, derselbe wurde aber bald wieder gebrochen. Die Zwietracht unter den Christen war so groß, daß sie bald wieder alle errungenen Vortheile verloren. Man war zu der Einsicht gekommen, daß der Besitz des gelobten Landes nicht erhalten werden konnte, wenn nicht zugleich Griechenland und Egypten in der Hand der Kreuzfahrer waren, denn jenes hinderte die Verbindung mit dem Abendlande und dieses verschaffte durch seine Fruchtbarkeit den Türken allen

Unterhalt. Zwar wollte man diese Länder unterwerfen, allein es gelang nur theilweise und bald wurden sie wieder verloren.

Friedrich hatte schon von Italien aus mit dem Sultane Kamel Verbindungen angeknüpft und ehe sein Fuß Palästina betrat, hatte er sich mit diesem verständigt. Da aber der Kaiser im Banne lag, so fand er nicht die erforderliche Unterstützung der Christen. Man sah es deutlich, daß ihm geheime Feinde entgegenhandelten. Er ließ sich aber dadurch nicht irre machen, vertraute nur seinen Deutschen und erreichte den Zweck des Friedens vollkommen, indem der edle Sultan Kamel ihm freudig entgegenkam. Die Thore von Jerusalem wurden ihm geöffnet und er setzte sich mit eigener Hand die Krone des heiligen Königreiches auf das Haupt. Allein die Freundschaft mit dem Sultan sollte ihm zum Verderben gereichen, man beschuldigte ihn sogar, ein geheimer Anhänger Mohameds zu sein und mit der Aussöhnung mit dem Papste war es nach seiner Rückkehr vorbei. Sein Gemüth wurde dadurch noch umdüsterter und er beklagte mit Thränen die vielen Opfer an Menschenleben, die fruchtlos diesem Zuge geopfert worden waren. Auch sein treuester Freund, Graf Albrecht von Habsburg war von einem Fieber dahingerafft worden. So hatte sich dessen Ahnung erfüllt, als er von seiner Burg Abschied nahm und statt Freude und Lust herrschte dort Wehklagen und Jammern, als Rudolf und Gertrude am Altare die Ringe wechselten. Von nun an hatte der Kaiser keine ruhige Stunde mehr. Innocenz V. bestieg nach Gregors Tode den päpstlichen Thron, allein für Friedrich war nur ein noch kräftigerer Gegner entstanden. Der neue Pabst begab sich nach Lyon, um der Gewalt des Kaisers entrückt zu sein und schleuderte auf das Neue den Bannstrahl gegen ihn. Der Kaiser begriff wohl das Bedenkliche seiner Stellung. Mehr als je, das sah er ein, stand hier eine tiefgreifende Entscheidung bevor. Sollte er sich dem Willen des Papstes fügen? Des Krieges war er wohl müde, der Krone war er es nicht.

Neue Unterhandlungen begannen, sie führten zu keinem Erfolge. Zuletzt war der Bruch vollständig, eine Aussöhnung nie mehr möglich. Des Kaisers Zorn loderte auf. Er ließ sich seine

Krone bringen, setzte sie auf und rief: „Noch hab' ich meine Krone und kein Mensch auf Erden ist, der sie mir entreißen könnte!"

Doch der Papst betrieb eine neue Königswahl in Deutschland und der Landgraf von Thüringen, Heinrich Raspe wurde bewogen, dieses gefährliche Geschenk anzunehmen. Auch die Lombarden standen gegen den Kaiser auf, allein beide Feinde mußten in dem ausgebrochenen Kampfe unterliegen. Der Gegenkönig starb bald darauf, nur kurze Zeit hatte er sich an dem Glanze der Krone erfreuen können. Auf das Neue bekriegte der Papst den Kaiser in Italien, in Deutschland wurde Graf Wilhelm von Holland von den Feinden Friedrichs zum Könige ausgerufen. Das war ein neuer Schlag für den Kaiser. Zwar hielt sich sein Sohn Konrad mannhaft gegen den leichtsinnigen Holländer, aber mit dem Kaiser ging es stark rückwärts.

In der Schlacht an der Fossalta ward sein Lieblingssohn Enzio, die Bewunderung Italiens und der Stern der Ghibellinen gefangen genommen und in Bologna in Haft gehalten. Was der Kaiser zu seiner Befreiung anbot, mißlang.

Auch Ezzelin und der Kanzler Peter von Vineis wurden von ihm abtrünnig.

„Wem kann ich noch trauen," rief der Kaiser schmerzerfüllt aus, „wenn gleichsam meine Eingeweide gegen mich wühlen?"

Dazu plagte ihn sein altes Fußleiden. Er suchte sich noch einmal mit dem Papste auszusöhnen, zeigte aber zu wenig Nachgiebigkeit. Nochmals griff er zu den Waffen. Seine Fahnen flatterten siegreich durch ganz Italien, Alles wandte sich wieder zu seinen Gunsten. Allein seine Tage waren gezählt. Er erkrankte in Unteritalien, an seinem Sterbebette stand von seinen vier Söhnen nur ein einziger, Manfred. Es war am 13 Dezember 1250.

Sein Sohn Konrad nahm den Kampf des Vaters auf, allein auch diesen erreichte bald des Todes kalte Hand. Der zweijährige Konradin, der seinen Vater Konrad nie gesehen, war der Erbe. Aber wo war die Erbschaft?

Das Haus der Hohenstaufen sank, um sich nie wieder zu erheben. Von nun an gingen die Geschicke Deutschlands und Italiens

auseinander. Nichts hatte die beiden Länder zusammengehalten, als die kräftige Hand des römischen Königs. In Deutschland führte Wilhelm von Holland das Regiment, in Italien Manfred. In ersterem Lande standen sich Adel und Städte schroff gegenüber. Die Fürsten, an die lange Abwesenheit des Kaisers gewöhnt, während dessen sie frei und unabhängig geschaltet, fügten sich nicht den Geboten des Anwesenden, der ja auch nicht einstimmig gewählt wurde. Sie befehdeten einander nach Belieben, führten Kriege und kümmerten sich nicht das Geringste um den Landfrieden. Ihrem Beispiele ahmte der übrige Adel nach. Viele Edelleute lagen lauernd auf den Landstraßen, dem Kaufmanne seine Güter zu rauben, deren Ertrag sie dann auf den Burgen verschwelgten. Oder sie geriethen mit den Städten in Streit und kämpften mit diesen. Da gab es dann neue Gelegenheit zu rauben und zu plündern. Um ihre Rechte zu wahren, traten die Städte in Bündnisse zusammen, die für die Folge von weittragender Bedeutung wurden.

Manfred herrschte als König von Neapel und Sizilien. Er hatte sich zum zweitenmale mit Helena, der wunderschönen Tochter Michaels von Aetolien und Epirus vermählt. So schön war dieses Paar und so wonnereich ihre Hofhaltung, die wie zu seines Vaters Zeit die edelsten Sänger und reizendsten Frauen vereinigte, daß man sagte: „Das Paradies sei wieder auf die Welt gekommen.“ Manfred stand auf der Höhe seines Glückes und sandte den bedrängten Ghibellinen in der Lombardei Hilfe. Sie siegten und den tapferen Pallavicin setzte er zum Statthalter in Oberitalien ein. Die wachsende Macht Manfreds schreckte die Guelfen, sie mußte gebrochen werden. Karl von Anjou, der Bruder des Königs Ludwig des Heiligen von Frankreich, wurde von dieser Partei zum Kriege ausgerüstet, um sich die schöne Krone von Apulien zu holen. Manfred bot alle seine Kräfte auf, als Karl landete, doch in seinem Heere fanden sich Verräther, die auf seinen Untergang sannen. Bei Benevent kam es zur entscheidenden Schlacht, die Manfred trotz aller Anstrengungen verlor. Er stürzte sich aus Verzweiflung in den dichtesten Haufen der

Feinde und so seinen Tod fand. Karl verweigerte ihm das Begräbniß, aber die Franzosen selbst waren so von seiner Schönheit und seinem Heldentode gerüht, daß jeder Soldat einen Stein auf seine Leiche warf, bis die vielen Steine einen Hügel bildeten, den das Volk fortan den Fels der Rosen nannte.

Dante singt darüber: „Am Brückenjoch
Von Benevent, geschützt von dem Gewichte
Gehäufter Stein' unangetastet noch. —"

Seine Gemahlin starb in harter Kerkerhaft, ihre drei Söhne geblendet, nach einunddreißig Jahren im Gefängniß. Karl von Anjou herrschte nun in dem schönen Lande, aber mit roher Grausamkeit und Blutgier.

Wilhelm von Holland schändete die kaiserliche Würde, indem er zahllose Reichsrechte und Reichsgüter verpfändete und verkaufte, um sich dadurch einen Anhang zu verschaffen. Allein es half ihm Alles nichts, er blieb verachtet und keine Stadt, kein weltlicher und kein geistlicher Fürst duldete ihn auf seinem Gebiete und so war er genöthigt, wieder nach Holland zurückzukehren.

Nun traten zwei neue Bewerber um die deutsche Krone auf. Kein deutscher Fürst hatte sie verlangt, durch Gold suchten sie ihre Ziele zu erreichen. Man sah das unerhörte Schauspiel, daß die deutsche Krone an den Meistbietenden verschachert wurde. Für zwanzig tausend Mark Silber erhielt Alfons von Kastilien die Stimmen Triers, Böhmens, Sachsens und Brandenburgs; für zwei und dreißig Tonnen Goldes Richard von Kornwell jene von Köln, Mainz und Bayern. Beide wurden in Frankfurt und zu gleicher Zeit gewählt, der Eine in der Stadt, der Andere vor dem Thore. Sie trugen nichts als den Namen, Alfons selbst kam nie nach Deutschland.

Es war eine traurige, schmachvolle Zeit!

Am Ausgange der Alpen, da wo der Lech schäumend sein enges Felsenbett verläßt und wie ein übermüthiger Jüngling sich hinausstürzt in das flache Land, steht unweit davon auf waldigem Felsen die Burg Schwangau. Weit hinein war sie mit ihrem Thurme und ihren zackigen Zinnen in das Land sichtbar. Ein schmaler

Pfad führte zu ihr empor, überschattet von hundertjährigen Bäumen. Aus der Tiefe blitzt ein hellgrüner See empor, wie das feuchte Auge einer Nixe, den Hintergrund schlossen mächtig anstrebende Berge ab, die ihre Spitzen in den Wolken verbargen. Einst hatte die Burg und die ganze Gegend den Welfen gehört, jetzt bewohnte sie König Konrads trauernde Wittwe, Herzog Otto's von Bayern Tochter mit ihrem Sohne Konradin. Zwei jugendliche, edle Gestalten standen auf dem Söller der Burg und blickten hinaus in das thaubenetzte Land zu ihren Füßen, in dem die Strahlen der Morgensonne die weißen Nebel verscheuchten, die bis jetzt die Aussicht gehemmt hatten. Man wußte nicht, welchen man für den Schöneren halten sollte, obwohl ihr Aeußeres sehr verschieden war. In der Größe und im Ebenmaß der Glieder waren sie sich gleich, das Alter ließ keinen Unterschied erkennen. Den Einen davon schmückte jedoch blondes, gelocktes Haar, blaue Augen und eine Zartheit der Züge, die man selten fand, während der Andere eine Fülle kastanienbrauner Locken trug und aus seinem gebräunten Gesichte ein paar dunkler feuriger Augen hervorblitzten. Es waren Konradin von Hohenstaufen und sein Jugendgenosse Friedrich von Oesterreich, die seit ihrer Kindheit Tagen treu und fest zusammenstanden und sich gelobt hatten, sich nie von einander zu trennen, was auch immer das Schicksal über sie verhängen werde.

Vor einem Jahre war Elisabeth von der Burg Ravensburg am Bodensee hieher gezogen, um unter dem Schutze ihres Bruders, des Herzogs Ludwig von Bayern, der Strenge zubenannt, weil er im Zorne seine erste Gemahlin, Maria von Brabant, hinrichten ließ, in der Verfolgung ihrer Pläne nicht gehindert zu sein. Diese gingen dahin, ihrem Sohne zu dem rechtmäßigen Erbe zu verhelfen, das Karl von Anjou durch die Gewalt der Waffen an sich gerissen hatte und den Ruhm und Glanz der Hohenstaufen in ihrem Sohne zu erneuen.

Friedrich, der Sohn des Markgrafen von Baden hoffte, weil seine Mutter dem Geschlechte der Babenberger angehörte, Oesterreich wieder zu gewinnen, wenn die Hohenstaufen emporkämen. Konradin träumte von seines Hauses Macht und Ruhm und ihre

Hoffnungen wurden durch Elisabeth bestärkt, welche Alles aufzuopfern beschlossen hatte, um das so heiß ersehnte Ziel zu erreichen. Nicht nur an Körper, sondern auch an Geist waren sich die Beiden gleich und besonders war es die Dichtkunst, welche von ihnen gepflegt wurde und in rauschenden Liedern priesen sie die Heldenthaten ihrer Ahnen, oder besangen das Glück der Liebe und die Schönheit und Tugendhaftigkeit der Frauen.

„Die Burg ist mir zu enge an diesem herrlichen Morgen," begann Konradin, als sich sein Auge an dem Anblicke satt geweidet hatte. „Laß uns unsere Rosse tummeln und die duftenden Wälder durchjagen, sie neigen ihre Wipfel uns zu, als wollten sie uns ermahnen, nicht länger zu säumen, und den frischen Odem zu schlürfen, den sie in den Aether senden."

„Hast Du vergessen, daß Deine Mutter heute treue Freunde aus Italien erwartet, welche gestern einen Boten voraussandten, um ihre Ankunft kund zu thun?" erwiderte der Freund, „und da möchte es doch nicht räthlich sein, von der Burg sich zu entfernen, denn ich weiß, daß wenn Du einmal im Sattel Dich befindest, mit der Zeit und Entfernung nicht mehr zu rechnen pflegst. Auch mir wäre es lieber, im Waldesrauschen den Morgen zu verträumen, doch für heute müssen wir auf unsere Wünsche verzichten."

„Du hast recht, Friedrich, daran dachte ich nicht mehr," war Konradins Antwort. „Gewiß blickt die Mutter schon lange nach der Richtung, woher die Freunde nahen sollen. Es ist jedesmal ein Freudentag, wenn solche Botschaft sie überrascht."

„Wenn sie nur die Träger froher Nachrichten sind," erklärte Friedrich. „Das müßige Thun auf dieser einsamen Burg ist mir schon längst verhaßt. Ich komme mir vor, wie ein Adler, dem die Flügel gelähmt sind, ich möchte gerne in die Höhe mich schwingen und bleibe doch immer an der Erde haften."

„Glaubst Du, ich empfinde nicht das Gleiche," erwiderte ihm Konradin ernst. „Tag und Nacht ist mein Bestreben nur darauf gerichtet, den Kampf mit meines Hauses Feinde aufzunehmen und ihnen zu zeigen, daß immer noch ein Hohenstaufe lebt, der bereit ist, die Schmach zu rächen, die an seinen Ahnen verübt wurde.

Warum bin ich nicht an Jahren älter, daß ich allein handeln und unabhängig mein Pläne verfolgen könnte! Dieses Leben länger fortzuführen, ist mir unerträglich. Mein Name soll in Deutschlands Gauen widertönen und ich bin dessen gewiß, sein Klang wird gar Manchen an vergangene glorreiche Tage erinnern und ihn aus seinem Hinbrüten zu neuer Thatkraft erwecken. Ich will hier nicht länger so fortleben, es kommt der Verachtung gleich und ich möchte mich so gerne gefeiert und bewundert sehen. Nicht ruhmlos will ich enden, entweder mein Ziel erreichen, das Haus der Hohenstaufen wieder reich und mächtig machen, oder mit den Waffen in der Hand ruhmvoll untergehen."

„Und ich mich an der Sonne deines Glückes erwärmen, oder mit dir in einem Grabe ruhen," betheuerte Friedrich. „Ich wünschte der Zeit Flügel, daß all' deine Hoffnungen sich bald erfüllten. Wenn Du und Deine Mutter einmal ernsthaft in Deinen Oheim drängen würden, er müßte, wie ich glaube, Hand an das Werk legen."

„Mein Onkel Ludwig ist zu vorsichtig," erwiderte er, „er will nicht Alles auf einmal auf das Spiel setzen. Die Jugend schäumt leicht auf, sieht alles in rosigem Lichte, und achtet jede Gefahr gering, sprach er kürzlich zu mir. Nur mit Ruhe und Besonnenheit ist auf Erfolg zu hoffen."

Die Zeit zum Handeln sei noch nicht gekommen, aber sie sei auch nicht mehr weit entfernt. Ich rechne aber jeden Tag für verloren, dessen Morgenröthe mich hier aus dem Schlummer weckt."

„Hast Du keine näheren Nachrichten von Deinen Freunden in Rom?" fragte Friedrich. „Auch Enzios Gefangenschaft scheint härter geworden zu sein, sein treuer Bote ist schon lange nicht mehr über die Alpen gezogen."

„Der Freunde bin ich sicher und der Grund ihres Schweigens wird wohl darin bestehen, daß die Unterhandlungen mit dem hl. Vater ihrem günstigen Abschlusse nahen," war die Antwort. „Sie werden mich wohl damit überraschen wollen. Was Enzio betrifft, so muß ich Dir die Antwort schuldig bleiben, ich kann mir den Grund seines Schweigens nicht erklären."

„Wie mir scheint, kommen dort schon die Erwarteten,“ sprach dann Friedrich, der einen fernen Punkt scharf beobachtet hatte. „Ja, ja, es ist so, dort nähert sich eine kleine Karawane und täuscht mich mein Auge nicht, so folgt eine zweite. Vielleicht die Diener, die langsamer mit den Saumthieren folgen.“

Konradin, der nun nach der bezeichneten Richtung geblickt hatte, bestätigte es und wollte den Söller verlassen, um seiner Mutter Elisabeth Nachricht davon zu geben, als diese soeben den Saal betrat, der hinter ihnen lag.

Es war eine imponirende Gestalt, diese unglückliche, deutsche Königin und eine Hoheit über sie ausgebreitet, die Jeden mit Ehrfurcht erfüllen mußte. Doch lag in ihren Mienen ein eigener Liebreiz, gepaart mit Milde und Güte, der wieder anzog und die Scheu verbannte, die bei ihrem Erscheinen sich geltend machte. Sie trug ein langes Kleid von schwarzem Stoffe, den Hals umschloß eine blendend weiße Krause und als einzigen Schmuck gewahrte man nur einen reichgestickten goldenen Gürtel, an dem eine ebenso geschmückte Tasche hing. Das Haar war glatt zurückgescheitelt und von einer dunklen Nadel zusammengehalten.

Ehrerbietig wurde ihr von Konradin und seinem Freunde der Morgengruß dargebracht, den sie mit liebreichen Worten erwiderte und dann Jedem die Hand zum Kusse reichte.

„Ich habe von den Fenstern meines Schlafgemaches die Ankommenden bemerkt,“ sprach sie dann, als Konradin sie darauf aufmerksam gemacht hatte, „und bin deßhalb herab, um sie hier zu empfangen. Es ist der alte Graf Conti mit seinem Schwiegersohne Scala, den treuesten Freunden Deines Vaters in Italien. Jedenfalls sind es hoffnungsreiche Nachrichten, die sie uns bringen, sonst hätten sie nicht die Beschwerden einer solchen weiten Reise selbst unternommen.“

„Gott gebe es,“ erwiderte der Sohn. „Mächtig zieht es mich hin in das Land, von dem ich so viel Wunderbares höre, das meine Augen noch nie geschaut, obwohl es ein Theil meines Erbes bildet.“

„Das Land ist schön, doch seine Bewohner wankelmüthig,“

entgegnete ihm die Königin, in der bittere Erinnerungen aufzusteigen schienen.

„Nur bei Wenigen ist dort die Treue gekannt, eine rühmliche Ausnahme davon machen unsere kommenden Gäste. Vergesse der Worte Deines Großvaters, des glorreichen Kaisers Friedrich nicht, der von Italien behauptete, viele Fußspuren führen hinein, aber keine mehr heraus."

„Tapferkeit und Heldenmuth müssen ihnen doch Achtung einflößen," meinte Friedrich, „und an Keinem soll es uns fehlen, wenn wir einmal das Land betreten haben."

„Wenn sie mit Erfolg gekrönt sind," war der Königin Antwort. „Doch lassen wir dieses Gespräch, es könnte einen Schatten auf uns werfen und ich möchte die Freunde mit heiterer Miene empfangen."

Der Hufschlag mehrerer Pferde war von dem Burghofe herauf hörbar und verkündete die Ankunft der Italiener. Bereits harrten Knappen und Diener derselben am Eingange und begleiteten sie dann in die für sie bestimmten Gemächer, um von dem Morgenritte auszuruhen und den Körper mit Speise und Trank zu erquicken. Allein nicht lange bedurften sie hiezu und als sie vor Elisabeth erschienen, war keine Spur von Müdigkeit an ihnen bemerkbar.

Der älteste davon, Graf Conti, war eine edle, ehrfurchtgebietende Greisengestalt. Sein Haar und Bart war gebleicht, der Rücken war etwas gekrümmt, doch sein feuriges Auge und die Lebendigkeit seiner Bewegungen verkündeten, daß die Zahl der Jahre auf seinen Körper keinen Einfluß auszuüben vermochten. Sein Begleiter zur Linken, Graf Scala von Verona, war sein Schwiegersohn, ein Mann von dunkler Gesichtsfarbe, rabenschwarzem Haare, aber feingebildeten Zügen, aus denen Entschlossenheit, Ausdauer und Edelsinn erkennbar waren. Der Dritte war ebenfalls ein schon bejahrter Mann, dessen hohe Stirne und kluge Augen den Denker verriethen. Er war Elisabeth nicht bekannt, doch konnte sie sich sofort des Namens errinnern, als Conti ihr denselben als Johann von Procida vorstellte, den berühmten Arzt,

der am Hofe Friedrich's und Manfred's stets ein willkommener Gast war und in hohen Ehren stand.

„Seid mir hochwillkommen in deutschen Landen," hatte Elisabeth die Fremden begrüßt. „Eure Anwesenheit in diesen Mauern läßt neue Hoffnungen in mir auftauchen und beweist, daß unsere gerechte Sache noch treue Freunde und Anhänger in dem schönen Lande besitzt. Seht hier den wirklichen Erben, der einst berufen sein wird, die Geschicke dort zu leiten."

Damit hatte sie Konradin bei der Hand ergriffen und ihn näher den Fremden zugeführt. Man sah es diesen an, daß der junge Mann den besten Eindruck auf sie machte und besonders betrachtete ihn Conti mit Wohlwollen und Zärtlichkeit.

„Gott sei mit Euch, edler Sprosse eines altberühmten Geschlechtes!" sprach er dann feierlich, „er geleite Euch mit schirmender Hand durch dieses Dasein, gebe Euch Muth und Kraft, kommende Gefahren zu überwinden und führe Euch an das Ziel, das Rang und Geburt Euch angewiesen. Wir sind bereit, für Euch Gut und Blut zu opfern."

„Würden Alle so denken, wie Ihr edlen Männer, dann wäre es um uns wohlbestellt," versicherte die hohe Frau. „Nicht die Waffen müßten dann zu Hilfe genommen werden, kein Blut würde fließen, kein Feld verwüstet werden, ruhig und friedlich würde sich Alles gestalten. Doch sagt, welche Hoffnungen darf ich mit Eurer Ankunft verbinden?"

„Edle Frau," begann nun der Greis, „das Elend und das traurige Schicksal des Vaterlandes haben uns den Reisestab in die Hand gedrückt, um zu sehen, ob nicht eine Stütze sich finden werde, die unsere Heimath vom völligen Untergange errettet. Von Nord bis zum Süd blutet sie aus tausend Wunden, die Parteihaß und Tyrannenwuth ihr geschlagen und kommt nicht bald der erlösende Retter, so ist es um unseren Wohlstand, um unsere Freiheit und Ehre geschehen. In jeder Stadt der Lombardei wüthet der Aufruhr, der Mord, die Lüge und Falschheit. Einzelne Ehrgeizige suchen die Gewalt an sich zu reißen, aber nicht, um damit wie einst in alten Zeiten, dem Gemeinwohl zu dienen, sondern

selbstsüchtigen Zwecken dienstbar zu machen und unlautere Leidenschaften zu befriedigen. Das Volk gehorcht dem, der die Macht hat und jubelt ihm zu, wenn auch seine Hände vom Blute triefen. In Rom ist es stille wie im Grabe, doch diese Ruhe ist nur durch die Furcht hervorgerufen, die ein eisernes Regiment erzwingt. Kein freies, offenes Wort darf dort mehr gesprochen werden, denn wehe dem, der es wagt, dieses zu thun, oder der nur eine unzufriedene Miene zeigt, es schließt sich hinter ihm das Gefängniß, um sich nie mehr für ihn zu öffnen. Und was soll ich Euch von Neapel und Sizilien erzählen? Dem grausamsten aller Menschen, schrecklicher noch wie einst Kaiser Nero, hat Gott diese Länder in die Hand gegeben, um die Sünden der Väter an den Kindern zu züchtigen. Der Arm des Henkers wird dort müde, das Blut rinnt wie in einem Bache dem Meere zu, um die Fische zu sättigen, wer kann, flieht, denn ein Verbrechen ist es jetzt dort, ein Italiener zu sein. Von dem Hofe Manfreds und Friedrichs ist keine Spur mehr vorhanden, Alles, was daran erinnert, wird vertilgt, und wer jemals damit in Berührung kam, oder nur im Verdachte steht, ein Anhänger derselben gewesen zu sein, hat das Leben verwirkt. Recht und Gesetz wird verhöhnt, die Freiheiten des Volkes mit Füßen getreten, die Kirchen beraubt und entweiht, mit einem Worte Alles gethan, was menschliches Gefühl verletzen und beleidigen muß. Das Land ist eine Beute fremder Abenteurer geworden und nur noch wenige Jahre, so wird es verwüstet und entvölkert sein."

Der alte Mann hielt inne, der Schmerz preßte ihm Thränen aus bei der Erinnerung des geknechteten Vaterlandes.

„Dem ist leider so," nahm Procida das Wort. „Ich selbst bin ein redender Zeuge hiefür. Weil ich Friedrich hochachtete und mit Manfred befreundet war, darum wollte mich der grausame Franzose in den Kerker werfen lassen. Treue Freunde warnten mich noch zu rechter Zeit und so konnte ich fliehen. Meine Güter und mein Vermögen hat der Schändliche eingezogen, ja nicht genug mit dem, Meuchelmörder sandte er mir nach, um mich aus dem

Leben zu schaffen. Fluch dem Tyrannen, möge sein Name gebrandmarkt sein für ewige Zeiten!"

„Sein Beispiel reizt die Rebellen in anderen Städten zur Nachahmung", berichtete Skala. „Jeder hält sich für berechtigt, im Kleinen ein Tyrann zu sein wie Karl von Anjou im Großen. Dieser Lage des Landes muß ein Ende gemacht werden. Von Außen muß die Hilfe kommen, denn einem Eingebornen wird nur Mißtrauen und Hohn entgegengebracht."

Elisabeth hatte mit wachsendem Entsetzen diese Kunde angehört. In den Zügen ihres Sohnes flammte helle Entrüstung über die Unterdrückung seines Erbes und Friedrich knirschte mit den Zähnen, während seine Hand eine Bewegung nach dem Schwerte an seiner Seite machte, als wolle er dasselbe jetzt schon ziehen.

„Ich habe wohl Schlimmes schon gehört," erwiderte Elisabeth, „doch was Ihr berichtet, ist kaum glaubbar; kann es denn wirklich solche Menschen geben? Was kann, was muß geschehen, um diesem Zustande ein schnelles Ende zu bereiten?"

„Sendet Euern Sohn nach Italien," verlangte nun Conti, „die Herzen aller wahren Patrioten schlagen ihm mit Sehnsucht entgegen. Bringt dieses Opfer der Mutterliebe zum Wohle und Heile Italiens und Euer Name wird in der Geschichte ewig fortleben."

„Die Thore der Städte werden sich ihm öffnen, alle Ghibellinen werden sich um ihn schaaren," fügte Skala bei und in kurzer Zeit wird ein Heer um ihn versammelt sein, mit welchem er alle Feinde niederschmettern wird."

„Die Neapolitaner und Sicilier werden herbeiströmen, um der verhaßten Herrschaft Karls sich zu entledigen," betheuerte Procida. „Er wird den Thron wieder aufrichten und zieren, der ihm allein gebührt."

„Wie gerne würde ich Eurem Wunsche folgen," war Elisabeths traurige Antwort. „Aber wenn ich auch mein ganzes Vermögen hergebe, es reicht nicht hin, um das Nothwendigste zu befriedigen."

„Laßt Euch diese Sorge benehmen," sprach Conti, „edle Frau. Ist Euer Sohn nur erst auf dem Wege, so öffnen sich nicht nur

die Herzen Eurer Freunde, es wird auch jeder gerne sein Scherflein zum Gelingen beitragen. Mein Hab uad Gut gehöre Euch, gebietet darüber!"

„Die Skalas in Verona haben Verbindung und Ansehen genug, um die weitern Mittel zu beschaffen," schlug der feurige Italiener diese Bedenken nieder.

„Ich kann Euch versichern, die ersten Nobili Neapels legen ihre Schätze dem Helden zu Füßen, der sie von Karls Tyrannei befreit," fügte Procida bei.

„Und Du mein Sohn?" fragte die Königin diesen.

„Laß mich ziehen, Mutter," bat dieser in glühender Begeisterung. „Tag und Nacht ist es mein Sinnen und Trachten, mein Erbe wieder zu gewinnen und die Schmach zu rächen, die uns angethan. Mein Arm fühlt die Kraft eines Mannes, mein Muth wächst mit jeder Gefahr, die sich mir entgegenstellt und meine Erfahrung wird täglich reifen, wenn solche Freunde mir zur Seite stehen, wie diese hier. Ich werde siegen und die alte Hohenstaufenzeit wird zurückkehren, das sagt mir eine innere Stimme. Sollte es aber das Schicksal anders wollen, dann kränke Dich nicht, Mutter, denn Du wirst hören, daß ich Deiner und meiner Ahnen auch in der letzten Stunde meines Lebens würdig war."

Friedrich ließ sich vor ihm auf ein Knie nieder, zog sein Schwert und hob es gen Himmel. „Ich werde Dir folgen," rief er begeistert aus, „und nicht von Deiner Seite weichen, sei es Ruhm oder Tod, die uns die Zukunft noch verhüllt."

„So nehmt ihn denn hin, meinen Sohn, Ihr edlen Männer," sprach dann mit Festigkeit Elisabeth. „Euch übergebe ich ihn mit felsenfestem Vertrauen, daß Eure Treue nie wanken wird, daß Ihr Alles aufbieten werdet, um Euer Wort einzulösen und daß mit Eurer Freunde Hilfe der edlen Sache der Sieg werde. Vom Mutterherz gebe ich Euch mein Kind, den Letzten meines Stammes, den Träger eines Namens, der die Welt erzittern machte. Schwöret mir, daß Ihr ihn nie verlassen werdet."

Conti, überwältigt von dem Ernst und der Bedeutung dieser Stunde trat einen Schritt vor, hob seine Rechte empor und sprach

laut und feierlich: „Ich schwöre es bei Gott dem Allmächtigen, der mir in meiner letzten Stunde gnädig und barmherzig sein wird!"

Scala und Procida folgten ihm, dann huldigten sie in begeisterten Worten ihrem zukünftigen Gebieter und Könige. Aber noch gar Vieles gab es zu erörtern. Ohne Einverständniß und Bewilligung ihres Bruders Ludwig erklärte Elisabeth nichts für bindend und die Folge davon war, daß noch an dem gleichen Tage ein Eilbote nach München abging, um den Herzog zu den weiteren Verhandlungen herbeizurufen.

Dieser säumte auch nicht, Folge zu geben und nach dreitägiger Berathung und Prüfung der Verhältnisse erklärte er, nicht länger mehr dem Vorhaben entgegenzutreten, sondern so weit es ihm möglich, dasselbe unterstützen zu wollen.

Um die nöthigen Geldmittel zu beschaffen, verpfändeten Elisabeth und Konradin alle ihre Güter an Ludwig mit der Bedingung, daß im Falle der Erstere mit Tod in dem bevorstehenden Kampfe abgehen solle, die Nutznießung derselben Elisabeth verbleiben solle. Nun begann ein Leben und Treiben auf Schwangau, wie es seit seiner Erbauung nicht gesehen vor. Die Kunde von dem beabsichtigten Zuge des jungen Hohenstaufen hatte sich noch nicht recht in den angrenzenden Landen verbreitet, so eilten schon von allen Seiten die edelsten Männer, Fürsten, Grafen, Ritter und Edle herbei, um ihre Dienste anzubieten. Gar oft konnte die Burg die Menge nicht fassen und in kurzer Zeit waren die umliegenden Ortschaften mit Männern überfüllt, die alle ungeduldig der Stunde harrten, die den Aufbruch nach Süden verkündete. Herzog Ludwig hatte in Verbindung mit dem Grafen Meinhard von Görtz in Tirol eine Armee von zehntausend Mann angeworben und versammelte diese um Innsbruck, wo Konradin mit den Uebrigen zu ihm stoßen sollte.

Conti und seine beiden Begleiter waren glücklich wieder in Italien angelangt und getreu ihrem Worte boten sie dort Alles auf, Konradin einen ehrenvollen Empfang zu bereiten und die Gemüther für ihn zu gewinnen, was ihnen auch vollständig gelang.

Aber noch eine schwere Stunde stand Konradin bevor, der Abschied von der geliebten Mutter und dem theuern Heimathlande.

Im Burghofe und am Fuße des Berges harrten die Ritter, die sich ihm angeschlossen, des Führers. Es war ein trüber Oktobermorgen, als Konradin sich zum Letztenmale auf deutscher Erde von seinem Lager erhob.

Alles lag um ihn bereit und nicht lange brauchte es, so stand er im vollsten Waffenschmucke da. Er hatte beschlossen, den Abschied so kurz wie möglich zu gestalten, er konnte ja ahnen, wie tiefbewegt das Herz der Mutter sein müsse. Als er den Saal betrat, eilte ihm Friedrich entgegen mit dem Ausrufe: „Gott sei mit uns, mein theurer Freund, dann werden wir einst in Fröhlichkeit zurückkehren.“

Doch nicht so leicht sollte ihm der Abschied von der Mutter werden, wie er es sich vorgenommen hatte. Immer wieder hing sie an seinem Halse und bei jedem Lebewohl stürzte ein neuer Thränenstrom aus ihren Augen. Unzählig waren die Küsse, die sie auf seine Wangen hauchte, fiebernd die Blicke, die sie auf ihn heftete, es war, als wollte sie sein Bild verschlingen, um es stets aus ihrem Herzen in der nun kommenden Einsamkeit hervorholen zu können. Was eine liebende Mutter auf das Haupt des Kindes erflehen konnte, erbat sie von dem Himmel, dann segnete sie ihn und brach ohnmächtig zusammen. Kein Auge war thränenleer geblieben, selbst die abgehärtetsten Krieger wurden weich. Noch einen langen, innigen Kuß drückte Konradin der Bewußtlosen auf die Lippen, dann stürmte er davon, seinem geträumten Glücke entgegen.

Als Elisabeth wieder zu sich kam, war es stille und öde in der Burg. Nur ihre Frauen umstanden sie tieferschüttert. Langsam schritt sie an das Fenster und nach der Richtung blickend, die Konradin eingeschlagen, sandte sie ihm den letzten Segenswunsch, das letzte Lebewohl in die Ferne nach. Sie sollte ihn nie mehr wiedersehen.

In Innsbruck, das er am Abende des nämlichen Tages erreichte, kam ihm sein Oheim entgegen, und schon der kommende Morgen sah ihn auf dem Wege nach Süden auf der gleichen Straße, die so oft den dröhnenden Schritt der römischen Legionen vernommen und deren Berge und Thäler den Schlachtruf der Ger-

manen gehört, als sie hinüberzogen, das römische Reich zu vernichten. Aber auch die Erinnerung tauchte in Konradin auf, wie viele Heere seiner Ahnen mit der nämlichen Zuversicht und Siegesfreudigkeit den Brenner hinanzogen, und wie enttäuscht oft nur mehr ein kleiner Rest zurückkehrte.

Nicht lange bedurfte es, so sollte sein jugendliches Gemüth die erste bittere Enttäuschung erleben. Glücklich und ohne Unfall kam er in Verona an, aber hier waren die Geldmittel schon zu Ende, das Heer konnte nicht befriedigt werden. Siebentausend Mann verließen ihn und zogen, darunter auch sein Oheim Ludwig wieder nach Deutschland zurück. Mit kaum viertausend Mann, worunter die Meisten ihm freiwillig gefolgt waren, hielt er seinen Einzug in Verona. Das Volk jubelte ihm als seinem Befreier entgegen, Skala empfing ihn an der Spitze der Ghibellinen, die herbeigeeilt waren, für ihn zu leben und zu sterben. Die Veroneser waren so mit Begeisterung erfüllt, daß sie von Stadt zu Stadt sandten mit dem Verlangen, für Konradin ein Heer aufzustellen, was auch in kurzer Zeit geschah. Die Pisaner rüsteten aus eigenem Antriebe eine große Flotte aus. In Apulien hatte Procida mit seinen Freunden gewirkt, ein Aufstand gegen Karl von Anjou brach aus und auch die Saracenen von Luceria erhoben sich. Das war mehr, als Konradin erwartet hatte. Wenn ihm dieses Glück nur auch treu bleibt. Er benützte die sich darbietenden Vortheile, nachdem sich noch ein Bruder des Königs Alfons von Castilien ihm angeschlossen hatte, der früher in Diensten Karls gestanden, ihn aber verließ, weil er schwer gekränkt wurde. So kam er mit seinem Heere ungehindert nach Rom. Der Papst floh nach Viterbo, als er aber hörte, daß Konradin nach Süd-Italien ziehen wolle, rief er aus: „Des Knaben Größe wird vergehen wie Rauch, er zieht gen Apulien zur Schlachtbank.“

Ganz Rom eilte ihm entgegen, als er seinen Einzug hielt. Die schönsten Jungfrauen empfingen ihn mit Musik, streuten Blumen auf seinen Weg und führten ihn hinauf auf das Kapitol. Unzählige Loblieder ertönten zu seiner Schönheit Preis, lobten seine Tugenden und gar mancher Römerin Herz schlug schneller,

wenn sie der sanften, blauen Augen gedachte, die so schwärmerisch auf ihr geruht hatten.

Es war Abend geworden. In prachtvoller Gluth ging die Sonne unter und übergoß die ewige Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen und Palästen, den schweigenden Ruinen, der stolzen Engelsburg nocheinmal mit dem vollen Glanze ihres Lichtes. Trunken von diesem Anblicke und noch berauscht von den Eindrücken des Tages, standen Konradin und Friedrich auf einem Vorsprunge des denkwürdigen Hügels, von dem aus die alten Römer der ganzen Welt ihre Gesetze gaben.

Da lag sie zu ihren Füßen jene Stadt, nach der sie sich so oft gesehnt, das höchste Ziel ihrer kühnsten Wünsche und nicht mit den Waffen in der Hand hatten sie diese betreten, nicht im grausamen Kampfe erringen müssen, nein, unter Gesang und Jubel konnten sie einziehen, man begrüßte sie als Befreier und Erretter, als die Boten des so lange ersehnten Friedens.

Konradin hatte seinen Arm um den Nacken des treuen Freundes gelegt, aus seinem Auge strahlte Glück und Wonne.

„Da sehen wir sie nun selbst wahrhaft und wirklich vor uns, die herrliche Roma, die Stadt meines Sehnens seit meiner frühesten Jugend,“ begann Konradin. „Ein herrlicher, entzückender Anblick, eine Seligkeit, deren Erinnerung in mir nie aussterben wird.“

„Mein Auge wird müde von all' der Pracht zu schauen,“ erwiderte ihm Friedrich. „Hier die Tempel der Götter, die grauen Massen der Engelsburg, dort drüben das düstere Kolossenm, wo so viele Christen ihren Glauben mit ihrem Blute besiegelten, hier die Trümmer des stolzen Cäsaren-Palastes, in dem ein Nero hauste und ein Titus sein gütiges Leben beschloß. Jeder Stein, jede Scholle Erde ein Stück Geschichte, das warnend, mahnend und belehrend unsern Geist erfüllt.“

„O könnte meine Mutter in diesem Augenblicke an meiner Seite sein,“ fuhr der Hohenstaufe fort, „wie stolz müßte sich ihre Brust erheben, wie glücklich sie sich fühlen. Und das Alles da unten, was lebt in diesen Mauern, hat mich wie einen Kaiser empfangen und gehorcht mir mit Freuden!“

„Ja, Dein Glück ist wunderbar,“ pries Friedrich. „Wo Deine Ahnen nur mühsam vorwärts kamen, Schlacht an Schlacht sich reihen mußte, oft Monate lang vor den festen Mauern der Städte aufgehalten, von List, Verrath und Meuchelmord bedroht, ziehst Du wie in einem Triumphzuge durch das Land, öffnen sich freudig Dir alle Thore und schlagen jauchzend Dir alle Herzen entgegen. Nicht das Geräusch und das Klirren der Waffen begleitet Dich, sondern Hymnen und Orgelklang und duftende Blumen bieten Dir den Willkommen. So ward noch kein Hohenstaufe geehrt in diesem Lande, die goldene Zeit Deiner Ahnen ist übertroffen.“

„Gott allein die Ehre,“ sprach Konradin, „ihm sei Lob und Dank dafür, er wird mir seinen Beistand nicht versagen und den letzten Kampf ruhmvoll bestehen lassen.“

Tiefer sank die Sonne, violette Tinten säumten den Horizont ein, ein leichtes Zittern ging durch die Luft, balsamische Wohlgerüche strömten aus tausend Blumen und Blüthen hernieder.

„Und trotz all' dieser Pracht und Herrlichkeit sehne ich mich oft nach der Heimath zurück,“ fuhr Konradin fort. „Es ist mir manchmal zu Muthe, als ob all' dieses über Nacht vergehen müßte, und am anderen Morgen nur dunkle Erde und kahles Gestein zu finden wäre. Hier ist es berauschend und entzückend, in der Heimath aber lieb und traulich. Gar oft träume ich von den schimmernden Gestaden des Sees, wo ich der Kindheit Tage verlebte, an dessen Ufern ich wandelte und mich des Spieles der Wellen erfreute und den Fischlein zusah, denen so wohlig auf dem Grunde war. Dann steht wieder im Geiste vor mir die stolze Felsenburg und ich blicke hinauf zu den schneebedeckten Bergen und hinein in die dunklen Wälder und tröste die arme Mutter, die mit Sehnsucht des fernen Sohnes gedenkt. Es gibt nur eine Heimath, ein Vaterland, Friedrich wann werde ich es wohl wieder sehen?“

„Wenn Deine hohe Aufgabe vollendet ist,“ antwortete dieser, „wenn Du diesem Lande die Ruhe und den Frieden wiedergegeben und die Krone Dir auf das Haupt gesetzt, die einst Dein Vater getragen. Zwar nicht mit dem Glanze wie heute wird die Heimath Dich aufnehmen, nicht dieses Feuer aus dunklen Mädchenaugen

Dir entgegenstrahlen, nicht dieser Blumenduft Dich umgeben, dafür aber wird der Eichenkranz Dein Haupt zieren, unsere Sänger Dich mit ihren unsterblichen Liedern preisen und minnigliche Blicke bewundernd Dich begrüßen. Auch mich zieht es oft nach der Heimath zurück. Wo meine Wiege stand, möchte ich im Grabe ruhen!"

Scala näherte sich mit freudestrahlender Miene den Beiden. „Frohe Botschaft," rief er ihnen schon von Weitem entgegen. „Die Pisaner schlugen bei Messina die französische Flote bis zur Vernichtung. Viele Schiffe derselben verbrannten, oder wurden von den Siegern genommen."

„Zu viel des Glückes an einem Tage," antwortete Konradin, „wenn es nur nicht auf einmal sich von uns wendet. Habt Dank, edler, treuer Freund für diese Nachricht, sie bringt uns näher dem erwünschten Ziele."

„Man muß das Glück halten, wenn es seine Seite uns zukehrt," mahnte Friedrich. „Darum ist mein Rath, der Ruhe erst zu pflegen, wenn der Kampf vollendet. Der Schwerste steht uns noch bevor. Was meint Ihr, Scala, sollen wir nicht morgen schon aufbrechen und weiter ziehen. Ich fürchte diese berauschende Luft, die uns hier umgibt, sie könnte unsere Kraft lähmen und den Geist erschlaffen."

„Ihr habt Recht," erwiderte dieser, „wenn alles zu Ende gethan, dann kehrt zurück und genießt die Reize, die Rom Euch bietet."

„So sei es," rief Konradin aus. „Auf nach Apulien und den letzten Kampf gekämpft!"

Am kommenden Abende befand sich das Heer auf dem Wege nach Süditalien. Langsam rückte es in den felsigen Schluchten der Apenninen vor, denn leicht konnte Karl einen Hinterhalt gelegt haben und damit die Frucht des Ringens in einem Tage verloren sein. Von allen Seiten strömten neue Streiter herbei, die von Karl von Haus und Gut vertrieben, in Konradin den Rächer und Wiedervergelter sahen. Dieser wandte sich nach Alba. Am Salto zwischen Tagliacozzo und Scurkola wurde man zuerst des Feindes

ansichtig. Bald war kein Zweifel mehr darüber, daß man auf des Franzosen Hauptmacht gestoßen und eine entscheidende Schlacht geliefert werden müsse.

Es war ein heißer Augusttag, als sie begann. Erard von Valery, Karls Befehlshaber, hoffte mehr von eigener List als der Tapferkeit seiner Truppen. Er legte deßhalb achthundert Reiter in einen Hinterhalt, welche im entscheidenden Augenblicke hervorbrechen sollten. Die Schlacht begann. Dem mannhaften Angriffe der Deutschen und Italiener konnten die Franzosen nicht lange Widerstand leisten. Bald waren ihre Reihen durchbrochen und wandten sich zur Flucht. Jedoch nach einigen Stunden Marsches sammelten sie sich wieder, als sie sahen, daß sie nicht verfolgt wurden. Die Deutschen, ihres Sieges bewußt, zerstreuten sich, forschten nach Beute und überließen sich einer Verderben bringenden Sorglosigkeit, die so weit ging, daß ganze Truppen-Abtheilungen sich in dem nahen Flusse badeten. Kaum wurde dieses Erard hinterbracht, so befahl er seinen Reitern hervorzubrechen, er selbst kehrte mit einem Theil der geschlagenen Franzosen zurück. Der Angriff der französischen Reiter kam so unerwartet und plötzlich, daß das Heer Konradins sich nicht mehr zu sammeln vermochte und einzeln niedergemacht, theilweise versprengt und dann das Lager genommen wurde. Selbst Friedrichs tapfere Reiter vermochten nichts mehr und konnten den Untergang nicht aufhalten. So ging die schon gewonnene Schlacht wieder verloren.

Konradin stand starr vor Schrecken, schnell hatte sich das Glück von ihm gewendet. Da eilte Friedrich herbei. „Fliehe, Alles ist verloren!“ rief er ihm zu.

Auf schnellen Rossen eilten sie dahin und kamen glücklich nach Astura. Hier ruhten sie aus, aber sie ahnten nicht, daß der Verrath auf sie lauere. Graf Frangipani, der von Manfred und Friedrich mit Wohlthaten überhäuft worden war, hörte kaum von ihrer Ankunft, als er die fast Wehrlosen überfiel und sie in den Kerker warf. Er war ein Freund Karls von Anjou und hatte mit Grimm und Haß auf die Erfolge geblickt, welche der Hohenst[illegible] in so kurzer Zeit in Italien errungen. Nun eilte er [illegible]

und hinterbrachte dem Grausamen, was ihm gelungen. Karl jubelte auf, er war seines Feindes entledigt, im nämlichen Augenblicke aber war dessen Untergang beschlossen.

Unter starker Bedeckung ließ er Konradin und Friedrich nach Neapel bringen, wo noch viele deutsche Gefangene in den Kerkern ihres Schicksals harrten. Er setzte ein Gericht nieder, um das Urtheil über sie zu sprechen. Aber nur des Königs Kanzler, Robert von Bari, erkannte sie schuldig, alle andern Richter sprachen sie frei. Karl wüthete und befahl das Todesurtheil an ihnen zu vollziehen.

Mit einem Heldenmuthe, würdig ihres Geschlechtes, ertrugen Konradin und Friedrich ihr Unglück. Sie hatten gerade ein langes Gespräch über die Heimath beendet und setzten sich an das kleine Tischchen, um mit Schachspielen sich die Zeit zu vertreiben. Da rasselten plötzlich die schweren Eisenstangen und Schlösser an der Thüre und als diese sich öffnete, trat des Königs Kanzler mit zwei, wie er so finster blickenden Männern herein, unter der Thüre blieb der Kerkermeister stehen.

Stolz erhob sich Konradin und blickte dem Kanzler fest in das Auge, der aber diesen Blick nicht ertragen konnte, sondern unruhig zu Boden sah.

„Was führt Euch zu mir?" fragte Konradin ruhig.

Statt der Antwort zog der Angeredete eine Rolle hervor, an der ein großes königliches Siegel hing und begann das Todesurtheil zu verlesen, das Karl gefällt und nach welchem Konradin und Friedrich mit noch sechs Deutschen öffentlich auf dem Schaffote vor dem Thore Neapels enthauptet werden sollten.

„Wer hat das Recht, mich zu verurtheilen? Nennt mir die Richter!" forderte stolz Konradin den Kanzler auf. Er hatte das Urtheil mit verachtender Miene angehört, nur Friedrich war etwas bleich geworden.

„Der König allein hat hier zu entscheiden," erwiderte der Graf von Bari kurz.

„Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß dieses Urtheil ein un-

gerechtes, ein Mord ist, der auf seinen eigenen Urheber zurückfällt," rief ihm Konradin zu.

„Ich habe nur die Befehle meines königlichen Herrn zu vollziehen," war die kalte Antwort. „Schließt Eure Rechnung mit dem Himmel ab; am Morgen des dritten Tages wird das Urtheil vollzogen."

Damit wandte er ihm den Rücken und verließ den Kerker. Kaum hatte er sich entfernt, als Konradin in Friedrichs Arme sank. Keine Thräne trat in sein Auge, aber die stürmisch bewegte Brust verrieth, was in seinem Innern vorging. Dann erhob er langsam sein edles Haupt und sandte einen schmerzerfüllten Blick zum Himmel.

„Und auch Dich mußte ich in mein unheilvolles Geschick mit verweben," sprach er dann, „kannst Du mir verzeihen?"

„Habe ich nicht einst gelobt, mit Dir zu leben und zu sterben?" antwortete Friedrich gefaßt. „Jetzt ist die Zeit gekommen, Dir zu beweisen, daß treue Freundschaft auch den Tod nicht scheut, ich erleide ihn gerne an Deiner Seite. Doch alle Hoffnung ist noch nicht verloren, unsere Freunde werden das Möglichste thun, um uns zu retten, und dann glaube ich nicht, daß Karl die Frevelthat vollbringt. Noch in der letzten Stunde wird er sich eines Besseren besinnen, er wird seinen Namen nicht gebrandmarkt sehen wollen für alle Zeiten."

„Hoffnung trage ich keine mehr in meinem Innern," sprach Konradin.

„Würde ein Funken Gerechtigkeit in seiner Brust sein, so hätte er uns diese Stunde erspart. Seine Grausamkeit kennt keine Grenzen, er fühlt sich nur sicher in diesen Landen, wenn er mich nicht mehr unter den Lebenden weiß. Darum wäre jedes Wort um Gnade vergebens und ich würde sie auch nie verlangen, da ein solches Wort meiner unwürdig wäre. Der Freunde Arm reicht nicht bishieher und darum eilt auch Karl von Anjou mit dem Vollzuge, damit das Opfer ihm nicht entrissen werden kann. Nicht um meinetwillen klage ich, doch der Mutter Schmerz fühle ich in der letzten Stunde mit, die Nachricht wird sie tödten."

Der Freund bot alle seine Trostesworte auf, die ihm zu Ge-

bote standen, allein es bedurfte längerer Zeit, um ihn wieder zu beruhigen. Erst als er darauf hinwies, daß ihr Blut nicht umsonst fließe, daß es ein Opfer sei dem Vaterlande, und der Gedanke sie erheben müsse, als deutsche Männer und Fürsten zu sterben, wurde Konradin von seinen Worten überzeugt und sah ergeben der letzten Stunde entgegen.

„Mein schönes Heimathland, ich soll Dich nie mehr sehen, was wird aus Dir werden?" war Alles, was er noch klagte.

Auf dem Markte, der vor dem Thore gegen das Meer zu lag, wurde in der letzten Nacht geräuschlos das Schaffot aufgeschlagen. Es war, als sei dieser Ort absichtlich gewählt worden, um dem Helden noch einmal alle Herrlichkeit seines Reiches vor dem Tode zu zeigen. Die Wogen des Meeres drangen fast dorthin und rauschten so langsam und feierlich heran, als wüßten sie, welch' trauriges Schauspiel in wenigen Stunden hier vor sich gehen werde. Und schweifte der Blick hinüber über den herrlichsten aller Meerbusen, so blieb er an Capri heften, wo einst Tiberius, der würdige Genosse Karls hauste, oder Ischia das Meer umbrandete. Links erhob sich das lachenden Gelände bis hinauf zu dem rauchenden Gipfel des Vesuv's in bläulicher Ferne schimmerte Portili, Caneclamare, Sorrento und Massa. Ueberall Licht, Luft und Leben und darüber gespannt ein azurblauer, ewig reiner Himmel.

Als die schreckliche Kunde sich in Neapel verbreitete, begegnete sie zuerst allenthalben Mißtrauen und Unglauben, denn für einen solchen Wütherich hielten Karl die Wenigsten. Alles eilte dem Markte zu, um sich selbst zu überzeugen und als es jedem zur Gewißheit wurde, stand Furcht, Angst, Zorn und Entsetzen in den Gesichtern geschrieben. Aber was half es? Schon am frühesten Morgen hatten Karls Söldlinge den Platz wie mit einer ehernen Mauer abgeschlossen, alle Thore und öffentlichen Gebäude waren doppelt besetzt und in dem Umkreise zogen Reiter umher, um weiteren Zuzug von der Stadt abzuhalten. Die Neapolitaner und die edeldenkenden Franzosen knirschten mit den Zähnen und murrten

laut, aber angesichts der drohenden Soldaten wagten sie nicht, sich zu erheben.

Unter starker Bedeckung wurden die Unglücklichen herbeigeführt. Friedrich hatte den Freund umschlungen, fest und muthig stiegen sie die Stufen hinan, neben dem Blocke erwartete sie der Henker, barfuß und mit aufgestreiften Aermeln. Die Menge um das Schaffot weinte, laute Ausrufe des Zornes und Unwillens wurden hörbar. Da öffnete sich ein Fenster der nahegelegenen Burg und das finstere, blutgierige Gesicht Karls wurde sichtbar. Deutlich hörte er den Ausbruch des Volkswillens, einen Augenblick erblaßte er, dann rollte sein Auge noch gebieterischer, noch unheilvoller, eine Bewegung mit der Hand forderte den Vollzug.

Nun trat Robert von Bari vor das Schaffot und verlas mit weithinschallender Stimme öffentlich das Urtheil, in welchem Konradin als Räuber, Empörer, Aufwiegler und Verräther bezeichnet wurde. Mit Erstaunen und Entsetzen hörte es das Volk und schon schien es, als wollte es die dem Tode Geweihten der Mörderhand entreißen. Aber die Spieße und Schwerter der Soldaten geboten den Andrängenden ein unwiderstehliches Halt.

Plötzlich trat ein Ritter aus dem Kreise, der das Schaffot umgab und eilte auf den Kanzler zu. Man sah es ihm an, daß der Zorn ihn übermannt hatte bei den frechen Behauptungen, die das Urtheil enthielt. Es war des Königs eigener Schwiegersohn, der Graf Robert von Flandern, der sein Schwert zog und dem Kanzler zurief: „Wie darfst Du, frecher, ungerechter Schurke, einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?“

„Des Königs Wort und Macht,“ höhnte Bari.

„Dir hat es der Teufel eingegeben,“ schrie ihm Robert zu und zu gleicher Zeit sauste sein Schwert durch die Luft, schwergetroffen sank der Kanzler nieder und für todt wurde er vom Platze getragen.

Karl, der dieses Alles mit angesehen, sprang zornentbrannt von seinem Sitze auf; sogleich gab er den Befehl, den Grafen in das Gefängniß zu führen. Allein so oft er auch seine Worte wiederholte, keine Hand und kein Fuß regte sich, dem Befehle nachzu-

kommen. Seine Ohnmacht erkennend, verbiß er seinen Zorn, um sich zur gelegenen Zeit zu rächen. Allein zur nämlichen Stunde verließ der Graf von Flandern Neapel und begab sich nach Spanien. Unschuldige mußten für ihn büßen.

Unterdessen war der Henker mit seinen Vorbereitungen fertig geworden und grinste höhnisch seine Opfer an.

Ruhig hatten ihm die Deutschen zugesehen, nicht eine Miene verrieth Furcht oder Angst vor den Schrecken des schimpflichen Todes.

Konradin und Friedrich hielten sich fest umschlungen. Es war ein rührendes Bild edler Freundschaft.

„Muth und Standhaftigkeit! sie sollen uns nicht zittern sehen!" flüsterte Friedrich dem Freunde zu.

„Ich werde meiner Ahnen würdig sein," betheuerte dieser.

Dann wand er sich los, trat an den Rand des Schaffotes und weithin ertönten seine Worte: „Ich lade meinen Verdammer vor den höchsten Richterstuhl. Mein gerechtes Blut, an dieser Stelle vergossen, soll gen Himmel um Rache schreien. Und meine Schwaben und Bayern, meine Deutschen achte ich nicht so entartet, daß sie diese Schmach nicht sollten abwaschen im französischen Blute!"

Dann zog er seinen Handschuh ab und warf ihn unter die Ritter, die das Schaffot umstanden.

„Wer hat von Euch den Muth und bringt diesen dem Könige Peter von Arragonien, dem ich hiemit feierlich alle meine Rechte und Ansprüche anf Sicilien und Neapel übertrage," rief er.

Und ein Deutscher, Graf Heinrich Truchseß von Waldburg hob ihn auf und antwortete ihm: „Bei meinem Ritterworte, es soll geschehen, wie Ihr verlangt."

Nun hatte er mit der Welt nichts mehr zu thun. Noch einmal umarmte er Friedrich innig, drückte den letzten Kuß auf dessen Lippen und reichte jedem seiner Unglücksgefährten zum ewigen Abschiede die Hand.

Dann trat er vor den Block, zog ruhig sein Oberkleid aus und hob seine Arme und Hände 'gen Himmel empor.

„O Jesus Christus, aller Geschöpfe Herr, König der Ehren!" betete er. „Wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in Deine Hände!"

Langsam neigte sich sein schönes Haupt, die blonden Locken berührten den Block. „O Mutter, welchen Schmerz bereite ich Dir!" hörte man ihn noch ausrufen. Das Beil des Henkers sank, er hatte den Todesstreich empfangen. Ein markerschütternder Schrei durchgellte die Luft. Er kam von Friedrich, dem der Schmerz fast das Blut in den Adern stocken machte. Doch nicht mehr lange und er war mit dem Freunde vereint. Auch die Häupter der Uebrigen fielen, ein Blutstrom quoll zur Erde. Das Volk weinte und ging still auseinander. Ein Heldengeschlecht war untergegangen.

Aber damit war Karls Rache noch nicht gestillt. Alle Ghibellinen, die er erreichen konnte, waren dem Tode verfallen. Gräßlich wüthete des Henkers Beil, auch Seala und Conti bezahlten ihre Treue mit dem Tode. Johann von Procida war entflohen, er sollte es sein, der die unschuldig Gemordeten rächte. Unermüdet stachelte er das Volk zur Vergeltung auf, jede neue Grausamkeit Karls wußte er zu benützen und hielt sie dem ohnedies schon erbitterten Volke vor. Bald da, bald dort tauchte er auf und kamen die Häscher, so wollte ihn Niemand gesehen haben.

So war der 30. März 1282 gekommen und mit ihm der Ostertag. Das Volk von Palermo, alter Sitte gemäß, besuchte zur Vesperzeit die Messe und lustwandelte dann in den Straßen. Franzosen spähten überall unter den Spaziergängern nach Waffen, die zu tragen verboten waren. Einer derselben, Drouet, war unverschämt genug, eine vornehme Edeldame, unter dem Vorwande, sie möchte Waffen bei sich führen, anzugreifen. Entrüstet sprang ihr Begleiter hinzu, riß dem Franzosen das Schwert aus der Scheide und stieß ihn nieder. Das zündete. „Nieder mit den Franzosen!" erscholl es nun und der Ruf pflanzte sich wie ein Lauffeuer fort. Ein allgemeines Morden entstand und sogleich wurden Hunderte niedergestoßen. So ging es von Stadt zu Stadt, auf das Land, wo sich ein Franzose sehen ließ, war er eine Leiche.

Karl von Anjou befand sich gerade bei dem Papste Martin IV.

in Rom, als er Nachricht hievon erhielt. Vor Wuth zernagte er seinen Stockknopf, aber es half ihm nichts. Manfreds Tochter Constanze und ihr Gemahl Peter von Aragonien, als die rechtmäßigen Herren der schönen Länder, wurden zu Herrschern ausgerufen. Bald darauf starb der Blutdürstige. Der Fluch einer Nation ruht auf ihm und seinen Namen nennt die Geschichte mit Abscheu und Verachtung. Um das frühe Grab des edlen Konradin, des letzten Hohenstaufen, blüht aber die Blume des ewigen Ruhmes.

III.

Kaiserlos.

Nun begann eine traurige Zeit für Deutschland. Nach dem Tode Wilhelms von Holland wollte kein deutscher Fürst die entwürdigte Krone annehmen. Die Kurfürsten schritten daher zu der Wahl eines auswärtigen Fürsten, aber auch hierin konnten sie sich nicht einigen. Die Hohenstaufen waren untergegangen, die Macht der Welfen schon seit einem Jahrhundert gebrochen, es waren also nur noch Fürsten von mittelmäßigem Ansehen übrig, und diese hatten keinen höheren Ehrgeiz, als sich ihr kleines Besitzthum abzurunden und möglichst unabhängig zu machen. Meistens gelangten sie auch ohne Hinderniße zum Ziele. Die Schattenkaiser, die vorhanden waren, verachteten sie und trachteten nach unten mit Hilfe ihres Lehenadels die bürgerliche Freiheit zu unterdrücken und sich mit einem Worte ganz unabhängig zu machen. Das Volk klagte allerdings bitter über die Auflösung und Verwirrung des Reiches, über die Willkür der Fürsten, über den Mangel aller Ordnung und Sicherheit und des heiligen Rechtes.

Der niedere Adel war der geschworne Feind der Fürsten, Bischöfe und Städte. Trotzend saßen sie auf ihrer Stammburg und wollten Niemand über sich als Herren anerkennen, außer den Kaiser. Reichte der Schweiß ihrer zu tiefster Leibeigenschaft herabgewürdigten Bauern nicht hin, sie und ihre Knappen zu ernähren,

so überfielen sie die benachbarten reichen Klöster, raubten, was sie fanden, oder lauerten den Kaufmannsgütern auf, die von Stadt zu Stadt gesendet wurden. Wie der Vater, so war auch der Sohn, und zuletzt kam es so weit, daß kein Kaufmannszug ohne starke Bedeckung die Straßen passiren konnte.

Die Städte aber wuchsen und wurden die mächtigsten Stützen des Reiches. Die steigende Bildung hatte vielfältige Bedürfnisse erzeugt, die nur durch den in einandergreifenden Fleiß und Verkehr vieler Hände befriedigt werden konnte. Der freie Geist des Volkes, der auf dem Lande allzu sehr eingeschränkt wurde, suchte in den freien Bürgerschaften der Städte einen Zufluchtsort und drängte zu einem unabhängigen Stande hin, der zwischen Herren und Knechten die Mitte hielt. Entweder verdankten sie ihre Größe und Aufblühen den Privilegien, die sie von Kaisern und Königen erhielten, oder ihrem Gelde und Waffen, aber auch der Vortrefflichkeit ihrer innern Verfassung.

Wenn die Kaiser keine Privilegien ertheilten, so befreiten sie sich selbst mit bewaffneter Hand und dieses war besonders in den Bischofsstädten der Fall, wo sie die Vögte vertrieben und dann die republikanische Verfassung einführten. Auch auf Kosten des Landadels breiteten sich die Städte aus, indem sie seine Burgen brach n und seine Unterthanen als Pfahlbürger aufnahmen oder durch große Summen Geldes seine Güter auskauften.

Die große Handelsstraße, welche damals, wie heute noch von Augsburg nach Ulm und von da weiter nach Straßburg an den Rhein führte, durchschneidet zwischen diesen beiden Städten fast in der Hälfte des Weges das Mindelthal. Die Mindel ist für gewöhnlich ein bescheidenes Flüßchen, das bei dem Kreuzungspunkte der Straße den größten Theil seines raschen Laufes schon zurückgelegt hat, indem es sich ein paar Stunden unterhalb in die majestätisch dahinfluthende Donau ergießt, es kann aber bei raschem Schmelzen des Schnees im Gebirge oder bei starken Gewittern den umliegenden Ortschaften gefährlich werden, denn dann strömen die Wassermassen ungehindert durch das nicht zu breite, abschüssige Thal herab, überfluthen Felder und Wiesen und lassen dann nichts als

Sand und Kies zurück, wodurch der Anbau und der Antrag der Felder auf Jahre hinaus vernichtet ist. Daher kommt es auch, daß gerade der Donau zu das Thal größtentheils versumpft ist und die Straße es nur quer durchschneidet, um an dem mäßigen, linken Höhenzuge dann fortzulaufen.

Damals bedeckten noch undurchdringliche Wälder diese Anhöhen, worin es Wild im Ueberflusse gab. Doch war das Thal selbst wenig bewohnt, die bedeutendsten Ortschaften, die sich an der Straße vorfanden, waren Burgau, Günzburg, das schon von den Römern gegründet war, und Leipheim. Außerdem gab es mehrere Burgen, die aber den Augsburgern und Ulmern schon lange ein Greuel waren, denn die Besitzer waren Feinde aller Kaufmannszüge, kamen sie her, wo sie wollten und selten ging es daher auf dieser Straße ohne Ueberfälle, Kampf und Raub ab.

Markgraf Konrad von Burgau, dessen wohlbefestigte Burg sich nahe der Straße auf einer Anhöhe befand, war diesem Thun und Treiben seiner Nachbarn gänzlich abhold und hatte deßhalb schon manchen blutigen Strauß mit ihnen bestanden. Allein der Graf war alt geworden und dazu kam noch, daß eine früher erhaltene Wunde wieder aufbrach und ihn gar oft auf das Krankenlager warf. Den Harnisch und den Helm konnte er nicht mehr tragen, bestäubt und unbenützt hingen sie in der Rüstkammer, und mit Grimm im Herzen mußte er öfter von den Fenstern seiner Burg aus gewahren, wie die Raubritter die Städter überfielen, ohne den Letzteren zu Hilfe kommen zu können.

Die Burgfrau ruhte schon seit Jahren in der Gruft der Schloßkapelle, sein Sohn Georg war hinabgezogen nach Norden, um den deutschen Rittern im Kampfe gegen die Heiden beizustehen, nur seine einzige Tochter Magdalena war bei ihm, um ihn mit kindlicher Liebe und Aufopferung zu pflegen und die einsamen Stunden zu erheitern. Sie war nicht nur ein schönes Mädchen, sondern kühn und entschlossen. Sie fürchtete nichts und so kam es, daß sie nur von wenigen Dienern begleitet, gar oft auf die Jagd ritt und den stolzen Hirsch erlegte, wenn der Vater merken ließ, daß es ihm nach einem saftigen Stücke Wildbraten gelüste. Dabei aber

war sie doch die Güte selbst. In den Hütten der Armuth war sie Allen wohlbekannt und wer Rath und Hilfe brauchte, kam in das stolze Schloß des Burgauers zu Magdalena und ging, wenn es dieser zu helfen möglich war, getröstet von dannen.

Gerade gegenüber auf der rechten Seite des Thales standen zwei Burgen, in denen aber nicht Edelsinn und Ritterlichkeit, sondern Raublust und Blutgier wohnten. Die größere der beiden stand auf dem Mittelpunkte des sandigen Berges und war schon durch ihre natürliche Lage, außerdem aber noch durch tiefe Gräben und hohe Mauern geschützt. An jedem der vier Ecken war ein gewaltiger Thurm angebracht und auf dem hohen Wartthurme hatte man das Thal auf und ab und in die freie Ebene der Donau die herrlichste Aussicht, ein Umstand, der dem Ritter Kunz vom Berge besonders angenehm war, denn so konnte er schon von Weitem die heranziehenden Kaufleute gewahren und darnach seine Maßregeln nehmen. Die zweite Burg stand tiefer im Thale am Ausgange eines Waldes. Sie war ebenfalls fest wie die auf dem Berge und jedenfalls schon früher erbaut worden. Da sie hart an der Straße lag, so war sie dazu bestimmt, den Raub schnell in Sicherheit zu bringen. Die Nachbarn des Kunz waren die Ritter von Jettingen, Harthausen und Landstrost, welche um kein Haar besser waren, jedoch zumeist sich mit dem begnügen mußten, was Kunz vom Berge ihnen übrig ließ. Wollte sich lang nichts mehr auf der Straße sehen lassen, so wurden die Wälder durchzogen oder weitere Raubritte unternommen, ja in seinem Uebermuthe hatte Kunz es schon gewagt, bis an die Mauern des wohlbefestigten Augsburgs heranzukommen. Allein dieser Versuch war übel ausgefallen, denn bald hätten die Bürger ihn gefangen genommen und dann wenig Umstände mit ihm gemacht. Er hatte daher einen neuen Groll auf die Stadt geworfen und sein höchster Wunsch war, dieser einmal einen ordentlichen Streich spielen zu können. Sein Sohn Hans war das Gegentheil des Vaters. Er hatte seine Jugend fast ganz bei der Markgräfin in Burgau zugebracht, denn seine Mutter, eine Freundin derselben, war frühzeitig gestorben und hatte ihn deren Pflege anvertraut. Der Ritter kümmerte sich erst dann um

den Knaben, als er glaubte, seine weitere Ausbildung selbst in die Hand nehmen zu sollen. Was dann aus ihm werden würde, sah Markgraf Konrad, der den aufgeweckten Hans lieb gewonnen hatte, ein, und deßhalb drang er in Kunz, seinen Sohn ihm ganz anzuvertrauen und seine Lehrzeit auf Burgau vollenden zu lassen. Kunz ging um so bereitwilliger darauf ein, da er in dem Knaben eine Last sah, die ihn vielfach hindern mochte und so genoß Hans den vortrefflichen Umgang mit edlen Menschen und bildete sich an Körper und Geist aus. Mit seinem Vater kam er wenig in Berührung und nur ein einzigesmal betrat sein Fuß die Burg auf dem Berge, als er dem Vater seinen Entschluß verkündete, mit dem Markgrafen Georg gegen die Heiden zu ziehen. Kunz hatte etwas in seinen schwarzen, struppigen Bart gebrummt, von dem man nicht wußte, war es ein ja oder nein, dann war Hans wieder fortgeritten, ohne weiter ein Wort zu verlieren. Die beiden jungen Männer verband innige Freundschaft, aber noch ein anderes Gefühl bewegte die Brust des Ritters, die Liebe zu Magdalena. Waren sie doch von Kindheit an vereinigt, miteinander herangewachsen und es war so ganz natürlich, daß daraus die Liebe hervorgehen mußte, wenn sie auch selbst nicht wußten, wie. Der Markgraf hatte dieses schon lange erkannt und sah in Hans den künftigen Schwiegersohn gerne, da er die Ueberzeugung hatte, daß er der Mann sei, der seine Tochter glücklich machen werde. So war bei dem Abschiede der Ritter noch einmal Alles besprochen und geordnet worden und getrost konnte Hans fortziehen, um sein Schwert den Feinden fühlbar und seinen Namen ihnen schrecklich zu machen. Nach seiner Heimkehr sollte er Magdalena zum Altare führen und damit sein innigster Wunsch erfüllt werden.

Daß Georg nicht mehr auf seiner Burg anwesend war, konnte Kunz und seinen gleich gesinnten Freunden nur angenehm sein. Sie fürchteten die Macht des Markgrafen, der ihnen in Allem überlegen war, hauptsächlich in dem tapfern Sohne, von dem sie schon öfter Beweise seines Muthes und seiner Unerschrockenheit erhalten hatten. Kunz träumte jetzt sogar von einem Angriffe auf Burgau selbst. Dankbarkeit kannte er nicht, er sah in dem Mark-

grafen nur ein Hinderniß, das ihn in seinen Raubzügen hemmte und das, wenn beseitigt, ihn zum Herrn der ganzen Gegend machte. Allein es stiegen in ihm dann doch wieder andere Gedanken auf, wenn er von den Fenstern über das Thal hinüberblickte. Einen plötzlichen Ueberfall konnte er nicht wagen, denn der Markgraf war Jahr aus, Jahr ein beständig auf seiner Hut und die Burg gut besetzt und bewacht. Außerdem war er und wenn er auch alle seine Freunde zu Hilfe rief, doch zu schwach gegen den mächtigen Grafen. Eine langwierige Belagerung mußte er aber schon deßhalb unterlassen, da er sich dadurch zu viele Feinde herbeizog, denn die Augsburger, sowie der Ritter Marquard von Reisensburg, dessen Burg in der Nähe Günzburgs stand, sein Todfeind, wären sicher sogleich zum Entsatze herbeigeeilt und wer konnte es wissen, ob sie dann nicht Lust bekamen, ihm selbst einen Besuch zu machen, um ihm für immer das Handwerk zu legen. So mußte er also ruhig die Zeit abwarten, vielleicht boten Glück und Zufall doch einmal einen günstigen Augenblick, seinem Wunsche näher zu kommen.

In dem Eckfenster des Thurmes, das die Aussicht über das Thal bot, saß Kunz, einen mächtigen Humpen mit Wein vor sich. Er war nicht in der besten Laune, seit Wochen war die Straße still und ruhig geblieben, nicht ein Fuhrwerk hatte sich sehen lassen, das der Mühe werth gewesen, das Roß zu satteln oder den Harnisch anzulegen. Am Morgen dieses Tages hatte jedoch der Vogt ihm berichtet, daß er das letzte Faß Wein angebohrt habe und wenn nicht bald etwas in den Weg komme, so sei er genöthigt, den Humpen mit dem Inhalte des tiefen Schloßbrunnens zu füllen, was seinem Herrn gerade nicht besonders angenehm sein werde.

Diese Nachricht war freilich seinem Ohre nicht willkommen, denn gut trinken und essen gehörte zu den Lieblingsbeschäftigungen des Herrn vom Berge. Die Hasenfüße getrauen sich ja nicht mehr heraus aus ihren Mauern," brummte er für sich hin. „Ein tüchtiges Stück Faß gehört jetzt zu den Seltenheiten, ich glaube, sie trinken nun den Wein selbst, damit wir tapfern Ritter

mit Wasser unsern Durst stillen müssen. Da wird nichts Anders übrig bleiben, als einem Kloster wieder einmal einen Besuch abzustatten, denn dort wissen sie ihre Keller immer wieder schnell zu füllen zu unserm Glück und Nutzen. Aber wohin sich wenden? Die in Wetterhausen drüben sind so arm wie eine Kirchenmaus und zu weit will ich mich doch nicht entfernen, man kann nicht wissen, was einem alles in den Weg kommt. Der Teufel traue meinen Feinden, es könnte leicht der Fall sein, daß wenn ich einmal zurückkehre, meine beiden Burgen besetzt, oder gar in Schutt und Asche liegen. Darum vorsichtig zu Werke gegangen. Einen solchen Zug könnte wohl der Jettinger machen und mir dann aushelfen, bis ein Fang gelingt. Nur pfiffig, Kunz, und lieber Andere vermögen, das zu thun, was dir als zu gefährlich erscheint."

Nicht lange sollte er aber diesen Gedanken nachhängen können, denn eilends kam kurz darauf der Vogt wieder und berichtete ihm, daß er am Rande des Waldes zwei Ritter bemerkt habe, die geraden Weges den Berg heraufkämen und wenn ihn sein Auge nicht getäuscht habe, so seien es Berchtold von Jettingen und Kaspar von Harthausen.

„Die sind mir zu jeder Stunde angenehm," versicherte Kunz, „vielleicht bringen sie gute Nachrichten mit. Jedenfalls aber vergeht die Zeit schneller, als wenn ich so allein dasitze. Wenn sie mir nur nicht dem Faße zu arg zusetzen, das wäre mir unangenehm."

Der Vogt eilte davon, um die Zugbrücke niederzulassen und kurz darauf betraten die Beiden das Gemach. Es war das wohnlichste der ganzen Burg. In der Mitte stand ein schwerer Tisch, an den Wänden die Stühle, die mit Kissen bedeckt waren. Die Decke und die getäfelten Wände waren fast dunkel, darum stachen auch die großen Pokale und Trinkgeschirre um so begehrlicher davon ab. Ein mächtiges Hirschgeweih hing von der Decke herab, die einzige Zierde, die zu erkennen war.

„Liegst Du auch auf der Bärenhaut, wie wir," rief ihm Kaspar zu, „das ist ja ein Leben, daß es trauriger nimmer sein könnte. Mich hat heute Morgen der Zorn darüber übermannt

und so habe ich mir meinen Rappen satteln lassen und bin hinauf nach Jettingen. Da bin ich aber schön angekommen. Den da habe ich erst aus dem Schlafe rütteln müssen, aber es war doch wenigstens etwas zu thun, obwohl es ihm nicht sehr angenehm war."

„Mir geht es gerade wie Euch, die Langeweile bringt mich um und wenn ich auch da den ganzen Tag am Fenster sitze und nach allen Seiten luge, es rührt sich weit und breit nichts," erwiderte Kunz. „Es ist zum Verzweifeln."

„Dann verzweifeln wir alle drei zusammen," spöttelte der Jettenberger, „das wird den Ulmern und Augsburgern nur lieb und angenehm sein."

„Oder es fällt uns etwas ein, das wieder Bewegung und Leben in uns bringt," meinte Kaspar.

„Was ist's denn?" forderte Berchtold auf. „Hast Du Lust, Kunz, uns austrocknen zu lassen? Ich bringe schon bald kein lautes Wort mehr die Kehle herauf, das ist man bei Dir sonst nicht gewohnt."

„Weiß auch warum," seufzte dieser, indem er sich erhob und dem Vogt schrie, die Humpen zu füllen. „Mein Keller ist so elend daran wie ich und in ein paar Tagen das Wasser mein bester Freund."

„Der Teufel auch," fluchte Kaspar, „bei mir ist es nicht anders. Was fangen wir denn eigentlich an? Wir können doch nicht in die Stadt reiten und da unsern Durst stillen."

„Etwas muß geschehen," stimmte auch der Jettinger bei.

„Wo und was?" fragte Kunz, „nur heraus mit der Sprache."

„So ein Klösterlein," meinte Kaspar.

„Haben selbst nichts," erwiederte Kunz wegwerfend.

„Dann ist meine Weisheit schon wieder zu Ende," behauptete Kaspar.

„Da hätte ich einen anderen Gedanken," versicherte Berchtold, „der sich eher ausführen ließe."

„Laß hören," befahl Kaspar, „und wenn es etwas Gescheidtes ist, so sollst Du bei dem Zuge diesesmal an der Spitze reiten."

„Drüben in Witteslingen steht die Burg beinahe leer," be-

richtete nun der von Harthausen. „Dort hat der Bischof von Augsburg längere Zeit sich aufgehalten, ist aber dieser Tage wieder in seine Pfalz zurück. Da wäre wohl noch viel zu finden, denn Alles hat er nicht mitgenommen und ich glaube, daß wir unsere Keller auf lange Zeit versorgen könnten. In einer Nacht ist Alles gethan."

„Das läßt sich hören," erwiderte Kunz. „Bist Du aber sicher, daß wir auf keinen großen Widerstand stoßen. Mich würde es besond'rs freuen, dem stolzen Herrn ein bischen Aerger zu bereiten, er hat schon lange etwas auf dem Kerbholze bei mir.

„Mir ist es einerlei, ob Bischof von Augsburg, oder Vogt des Kaisers," behauptete der Harthauser. „Die Hauptsache ist finden und mit heiler Haut wieder heim kommen."

„Auf Wittislingen zurückzukommen," fiel Kunz ein. „Wie glaubt Ihr, daß die Sache am schnellsten abgemacht wird?"

„Das kann ich Dir am besten in zwei Tagen sagen," antwortete Berchtold. „Ich schicke heute noch meinen alten Klaus hinüber und lasse Alles auskundschaften. Ich sage Euch, der alte Gauner sieht mit seinem einzigen Auge mehr, wie wir alle drei zusammen und kann sich so verstellen, daß den Leuten vor Mitleid und Erbarmen die Augen übergehen. Dann wissen wir, was nothwendig ist und können ruhig uns des Bischofs Wein munden lassen."

Diese frohe Aussicht brachte auch bei Kunz eine heitere Laune hervor und mit weniger Mißbehagen sah er, wie der Vogt nur zu thun hatte, die geleerten Humpen wieder zu füllen. Wenn die Fässer im Keller sich mehrten, so hatte er es ja nur dem Jettinger zu danken und da keine Gefahr bei diesem Zuge vorhanden war, so mußte er schon den freundlichen Wirth spielen.

„Warum hat denn gerade eben jetzt in der schönsten Jahreszeit der Bischof seine Burg verlassen?" fragte Kunz nach einer Pause und nachdem sie auf das Gelingen des Zuges angestoßen hatten. „Da drüben ist es doch hundertmal schöner und besser als in dem schmutzigen Nest."

„Das weißt Du noch nicht, daß die Kurfürsten in Frankfurt

wieder einmal beisammensitzen und einen Kaiser wählen?" fragte Kaspar, „und dahin will auch der Bischof. Vielleicht weiß er einen Fürsten in Vorschlag zu bringen, der uns Ritter, die wir auf unsere Freiheit und Unabhängigkeit noch etwas halten, alle mitsammen in einer Nacht aus der Welt schafft und unsere Burgen dem Erdboden gleich macht."

„Das hätten sie freilich gerne und auch die Städter dazu," meinte Kaspar. „Aber ich glaube, da läuft noch viel Wasser von der Donau in das Meer, bis das geschieht. Wir vertheidigen nichts, als unsere alten Rechte und ich will sehen, wer uns daran hindern oder dieses verbieten kann."

„Befehlen kann uns kein Gott und kein Teufel etwas," fuhr Kunz auf. „Ich bin Niemand Rechenschaft schuldig als mir selbst und auf meiner Burg, und was dazu gehört, alleiniger Herr. Der Starke und Mächtige ist Herr. Kaiser, fast muß ich lachen, was ist denn ein Kaiser? Nichts in meinen Augen oder höchstens gerade so viel wie ich. Ich erkenne nun und niemals einen Herrn über mir an und thue, was mir gut dünkt."

„Aber der Landfrieden?" warf doch etwas bedenklich der Ritter von Jettingen ein. „Ich frage zwar nichts nach ihm, aber es könnte doch sein, daß wenn sie die Rechten fänden, die Sache eine andere Wendung nähme. Weiß der Teufel, ob wir nichts davon verspüren, dem Burgauer ist dann nicht zu trauen."

„Wo denkst Du hin, der hätte uns schon lange seine Macht fühlen lassen, wenn er könnte," war Konrads Antwort. „Aber der Denkzettel, den er früher bekommen, läßt es nicht zu und zum guten Glück ist der Ritter Georg weit genug weg, um uns nicht mehr schaden zu können. Glaubst Du, wenn der noch da wäre, ich wäre ohne meine Knappen da, oder wir säßen hier so sorglos beisammen? Nicht daran zu denken. Und da es immer ein paar Jahre dauern wird, bis er zurückkehrt, so sind wir jetzt die Markgrafen und lassen den Alten da drunten im Thale grollen, so lange er Lust hat."

„Kaiser und Landfrieden sind für mich nicht auf der Welt," betheuerte Kunz vom Berge, auf den der Wein schon mächtig ein-

wirkte. „Aber etwas anderes ist es, dem wir machtlos gegenüberstehen und wogegen es keinen Schutz gibt.“

„Du meinst das verfluchte Vehmgericht,“ sprach Kaspar, „das ist freilich wahr. Das ist ein Ding, das man nicht fassen und greifen kann, gegen das kein Schwert und keine Burg hilft und vor dem man doch keine Stunde sicher ist. Daran scheitert unsere Macht, und ich wüßte nicht, ob es rathsam wäre, seiner Vorladung nicht zu folgen.“

„Ich würde es nie thun,“ betheuerte Kunz. „Ich folge keinem Richter, er mag einen Namen haben, wie immer.“

„So hat der Willenbacher auch gesagt,“ versicherte Kaspar. „Aber eines schönen Morgens hat man ihn mit dem Dolche mitten in der Brust aufgefunden und das bekannte Zeichen dabei. Ich möchte nichts damit zu schaffen haben.“

So wurde die Unterhaltung bis in die tiefe Nacht hinein fortgesetzt. Kunz schlief schon lange, die Geister des Weines hielten ihn in ihren Banden. Aber auch die beiden Andern saßen nicht mehr fest im Sattel und als sie am Saume des Waldes von einander Abschied nahmen, war ihre Zunge schwer geworden.

Berchtold ritt das Thal aufwärts, seine Burg stand fast in Mitte desselben, während der von Harthausen noch eine Strecke über Burgau hinaus, die Straße benützen konnte, dann aber rechts abbiegen mußte, um die halbe Ruine zu erreichen, die er sein eigen nannte. Das Fäßchen im Keller war aber so leer geworden, daß bei näherer Prüfung der Vogt fand, nicht einmal einen ganzen Humpen sei es mehr zu füllen im Stande. Ihm machte dieses kein Kopfzerbrechen, denn er trank doch kein Wasser, dafür hatte er vorsichtshalber gesorgt. Aber die Laune seines Ritters war am andern Tage zu fürchten, denn gar oft war es schon bei ähnlichen Gelegenheiten vorgekommen, daß dann Alles, was Kunz unter die Hände kam, dem Ueberbringer einer solchen Hiobspost an den Kopf flog und dieses war bei der Stärke desselben gerade keine angenehme Berührung.

Erst als Berchtold am andern Tage erwachte und, es war die Mittagsstunde schon nahe, erinnerte er sich, welchen Auftrag

er seinem Knappen Klaus zugedacht hatte. Eilends mußte dieser nun vor ihm erscheinen und eine Stunde später wanderte er auch schon durch Wald und Felder der Burg zu, welche über der Donau bei Dillingen lag und dem Bischofe von Augsburg unterthan war, der dort längere Zeit im Sommer zu verweilen pflegte, um die frische, stärkende Landluft zu genießen und in den nahen Wäldern den Freuden der Jagd zu obliegen. Als Klaus dort angekommen war, hatte er auch bald Alles ausgespäht, was ihm zu wissen nöthig war. Nur wenige Söldner des Bischofs waren zu sehen und der alte Kastellan war nach Augsburg geritten, um dort weitere Befehle seines Gebieters einzuholen. So war die Burg leicht durch einen nächtlichen Ueberfall einzunehmen und der verschmitzte Knappe eilte, was seine Füße vermochten, um seinem Ritter diese angenehme Nachricht zu überbingen.

Eine Stunde später war dieser auch schon bei Kunz auf dem Berge, der nun sogleich die nöthigen Vorbereitungen zu dem Raubzuge traf und nach Harthausen sandte, um Kaspar herbeizuholen. „Hat er mir meinen Wein weggetrunken, so soll er auch bei der Arbeit sein," meinte Kunz mürrisch, „es ist höchste Zeit, daß das Wassertrinken ein Ende nimmt."

In kleinen Abtheilungen sandten die Ritter ihre Knappen und Knechte auf verschiedenen Wegen voraus. Als Sammelplatz war über der Donau eine steinerne Säule bezeichnet worden, die an einem Kreuzwege unfern der bischöflichen Burg stand. Bei Einbruch der Nacht wollten sie dort sich vereinigen, während andere handfeste und verlässige Knechte die Brücke besetzt halten mußten, um bei allenfallsiger Verfolgung sichern Uebergang zu haben.

Diese Befehle wurden genau befolgt und zur bezeichneten Zeit fehlte Keiner. Fast lautlos wurde gegen die Burg gezogen, deren Umrisse schwarz aus dem etwas helleren Nachthimmel hervortraten und wie ein unheimliches Gespenst die ganze Gegend beherrschte. Aus der Ferne rollte der Donner, ein immer stärker werdender Wind erhob sich und einzelne Blitze verkündeten, daß das Ungewitter immer näher heranziehe.

„Eine Nacht, wie wir sie besser gar nicht wünschen können,"

sprach Kunz befriedigt zu Kaspar. Da bleiben wir die Herren allein und haben nicht zu befürchten, daß man uns auf dem Heimwege zu größerer Eile zwingt."

„Vergiß nur den Keller nicht," mahnte der Jettinger. „Die Wagen sind schon bereit, und was sonst gerade noch Werthvolles vorhanden, können wir uns ja genauer besehen. Der Kastellan hat dann bei seiner Zurückkunft viel weniger Sorgen."

„Wenn er überhaupt noch eine Burg findet," spöttelte Kunz. „Es wäre mir nur unangenehm, wenn der Gewitterregen freiwillige Dienste leisten würde."

Sie waren nun nahe der Mauern gekommen und vorsichtig schlich sich Klaus heran, um nach den Wächtern zu spähen. Aber nichts rührte und regte sich, die Burg war wie ausgestorben, ja selbst die Zugbrücke war herabgelassen und bot so den bequemsten Eingang. Als Kunz hievon Kenntniß erhielt, lachte er laut: „Die machen es uns leicht und bequem," meinte er, „da wären wir doch Narren, wenn wir die Gelegenheit nicht benützen würden. Nun vorwärts und rasch Alles beendigt."

In wenigen Minuten standen die Ritter und Knechte in dem Burghofe, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen. Der Kastellan hatte bei seiner Abreise zwar wohl den Befehl hinterlassen, besonders zur Nachzeit alles wohl zu bewachen, die Brücke aufzuziehen und auf der Hut zu sein. Allein kaum war er fort, so kümmerten sich die Söldner nicht mehr das Geringste um die erhaltenen Weisungen, überließen sich der größten Sorglosigkeit, ja die meisten derselben streunten Tag und Nacht in der Umgegend und in den Wäldern herum, oder saßen in den naheliegenden Kneipen, zechten und sangen, und ließen die Burg Burg sein.

So war es ein Leichtes, sich in den Besitz derselben zu setzen. Bis die Ueberfallenen aus dem Schlafe erwachten, waren Kunz und seine Knechte schon überall eingedrungen. Wer sich von den Söldnern widersetzte, wurde niedergemacht, die Meisten jedoch verkrochen sich oder suchten zu entfliehen, was jedoch nur einigen Wenigen gelang. Nun wurden die mitgebrachten Fackeln angezündet, die ganze Burg durchsucht und was werthvoll schien, auf

die Wagen gebracht. Der Keller bot keine besonders reiche Ausbeute, doch fand sich soviel vor, daß wenigstens für die nächste Zukunft gesorgt war.

„Ich hätte da mehr gehofft," brummte Kunz vor sich hin, „es scheint, der Bischof ist kein besonderer Verehrer von Bacchus edler Gabe, er müßte dessen nur mehr in seiner Pfalz aufbewahren, da werde ich mich aber weislich hüten, sie zu holen." Kurz vor dem Abzuge befahl er, die Burg an allen vier Ecken in Brand zu stecken, „man müsse doch auch eine ordentliche Beleuchtung auf dem Heimwege haben," äußerte er. Sein Befehl war rasch befolgt und kaum hatten sie die Brücke der Donau hinter sich, so stand die Burg in vollen Flammen und röthete weithin den nächtlichen Himmel mit ihrem Scheine.

Ohne alle Verfolgung langte mit seinem Raube Kunz auf seiner Burg an und nun ging das Trinken erst recht an, denn der Wein war von besonderer Güte und mehrere Tage blieben die drei Zechkumpane beisammen und lachten und scherzten über den gelungenen Zug.

Es war nun, als ob auf einmal das Glück wieder gut machen wollte, was es eine Zeit lang versäumt hatte. Ein Waarenzug der Ulmer, den diese unter dem Schutze der Nacht durch das gefährliche Mindelthal durchführen wollten, wurde Kunz verrathen. Er lauerte daher schon im Donauthale auf, wo die sorglosen Städter am wenigsten einen Ueberfall vermutheten. In wenigen Minuten waren sie alle erschlagen, oder kampfunfähig gemacht und die erbeuteten Wägen wanderten auf Unwegen auf die Burg am Berge. Wenige Tage nachher standen diese leer auf der Straße, die Räder waren in die Mindel versenkt worden und leere Säcke und Kisten standen zerstreut umher.

Das war dem Bischofe, den Städtern und auch dem Markgrafen von Burgau, der das Vogteirecht über die ganze Gegend besaß, doch zuviel der Mißachtung des gebotenen Landfriedens. Dem mußte Einhalt gethan werden, denn sonst verlockte das böse Beispiel noch Mehrere und dann war auch das Uebel schwerer auszurotten.

Markgraf Konrad hatte deßhalb verlässige Boten in die beiden Städte gesandt mit dem Verlangen, Bevollmächtigte zu ihm zu zu senden, um über die nothwendigen Schritte zu berathen, die nun geschehen mußten. Auch seinen erprobten und langjährigen Freund Marquard von Reisensburg hatte er dazu entboten, da er diesem den Befehl statt seiner übertragen wollte. Den Bürgern war diese Nachricht hochwillkommen und sie säumten auch nicht lange, Günzburg sandte den Stadtpfleger Hörbert, Ulm den Zunftmeister und Rath Joseph Nägele, und der Bischof seinen Vogt Stolzenhirsch. Sie waren sämmtlich bei Nacht in Burgau angekommen, um bei den Nachbarn keinen Verdacht zu erregen und nicht gesehen zu werden. Als nun auch Marquard ankam, konnte andern Tages mit den Berathungen begonnen werden.

„Wenn wir uns nicht enge zusammenschließen und alle Mittel aufbieten, diesem verderblichen Unwesen ein Ende zu machen,“ begann der Augsburger Pfleger, „so ist aller Handel zwischen der Stadt und dem Rheine zu Grunde gerichtet. Es ist daher nothwendig, einmal Ernst zu zeigen, sonst laden wir neben dem Schaden auch noch den Hohn und Spott auf uns.“

„Wir haben Ursache, uns noch viel mehr zu beklagen,“ begann der Ulmer.

„Unsere Stadt ist wirklich in Mitte aller dieser Wegelagerer. Wohin wir uns wenden, überall treten sie uns entgegen und von Ulm durch ganz Würtemberg hindurch steht bald auf jedem Hügel eine Burg, die nur von Raub und Plünderung lebt. Ja, sie bauen jetzt gemeinschaftlich und vererben sie auf ihre Kinder. Nicht weit von Stuttgart steht eine solche, welche fünf Ritterfamilien zusammengehört und in der gegenwärtig hundert Kinder und Kindeskinder leben. Wir haben also genug zu thun, uns dieser zahlreichen Feinden zu erwehren und sind froh, wenn es uns gelingt, wenigstens auf einer Seite Ruhe zu erhalten. Die Stadt ist daher bereit, alles zu thun, wenn wir nur auf einen Erfolg rechnen dürfen. Auch die übrigen schwäbischen Städte schließen sich uns an, sie leiden ebenso hart darunter wie wir.“

„Mein hochwürdiger Gebieter hat mich beauftragt, zu er-

klären," nahm Stolzenhirsch das Wort, „daß die Ruinen seiner Burg Wittislingen für alle Uebrigen ein warnender Fingerzeig seien, wohin es komme, wenn man dieser Raublust nicht mit allen vorhandenen Mitteln entgegentrete. Bereits habe ich in seinem Auftrage eine Anzahl Söldner in Dienst genommen, um sie jederzeit bereit zu halten."

„Wir stimmen alle darin überein, daß den Raubrittern der Lohn für ihr freches Thun bereitet wird," sprach nun der Markgraf. „Von den Fenstern meiner Burg muß ich Tag für Tag Zeuge sein, wie sie hervorbrechen und höhnisch zu mir heraufblicken, um später mit dem geraubten Gute singend und frohlockend heimzukehren. Da drüben stehen die Burgen des Rädelsführers, des Kunz vom Berge, und ich bin gewiß gerne bereit, ein Opfer zu bringen, um diesen Anblick nicht länger mehr ertragen zu müssen, daher Fehde, bis sie vernichtet sind und von ihren Burgen kein Stein mehr auf dem andern steht."

„Es sind deren nur drei, mit denen wir es zu thun haben," bestättigte Marquard, „Kunz ist ihr Haupt. Sind diese zur Ruhe gebracht, so ist die Straße von Augsburg nach Ulm sicher und jede Bedeckung unnöthig."

„Der Bischof wird diese Lage auch in Frankfurt den versammelten Kurfürsten darstellen," berichtete Stolzenhirsch.

„Erwartet von da keine Hilfe," erwiderte der Markgraf. „Diese allein könnte nur ein starker und mächtiger Kaiser bringen. Allein einen solchen zu wählen, kommt ihnen nicht in den Sinn, weil sie fürchten, in ihrer Macht zu sehr beschränkt zu werden, das arme, deutsche Reich geht aber dadurch zu Grunde, und erst wenn alles verloren, wird man zur Einsicht und Erkenntniß kommen."

„Wir helfen uns selbst," versicherte der Ulmer. „Und wenn auch ein noch so muthiger Kaiser erstehen würde, er wäre nicht im Stande, die Ruhe herzustellen. Uebermenschliche Kräfte erfordert ein solches Vorhaben und der beste Wille muß erlahmen. In allen Gauen des Landes ist es wie bei uns, nach Tausenden zählen diese Raubnester und manche davon sind so fest, daß Monate dazu gehören, um sie zu bezwingen."

„Wir sorgen für uns," betheuerte Hörbert. „Mögen andere Städte dann unser Beispiel nachahmen, so wird diese Landplage bald vermindert werden. Ihr seid der Vogt dieses Landes, Markgraf, Euch liegt es ob, Ruhe und Sicherheit herzustellen und wir haben das Vertrauen zu Euch, daß es nun geschieht."

„Wie glaubt Ihr, daß wir am schnellsten zum Ziele kommen," fragte der Markgraf den Reisensburger. Mit Jettingen und Harthausen werdet Ihr bald fertig, aber die beiden Burgen da werden nicht so leicht genommen sein. Dann hat Kunz tüchtige und verlässige Leute um sich, die den Teufel nicht fürchten und muthig Stand halten.

„Was man mit den Waffen nicht bezwingen kann, muß man mit List zu erreichen suchen," antwortete dieser. „Da habe ich so meine eigenen Gedanken, die, wie ich glaube, den gehofften Zweck erfüllen könnten."

„Ich willige in Alles, wenn der Erfolg voraussichtlich ist," erklärte des Bischofs Vogt.

„So laßt hören," sprach der Markgraf, „ich kenne Euch zu gut und weiß daher, daß Ihr Alles vorher reiflich erwogen und überlegt habt."

„Mir liegt hauptsächlich daran, den Ritter Kunz in meine Gewalt zu bekommen," setzte Marquard nun weiter auseinander. „Er hat des Unheils viel angerichtet und es wäre schade, wenn er im offenen Kampfe fiele, denn dadurch wäre ihm jede Gelegenheit genommen, für sein Seelenwohl hier noch auf Erden zu sorgen, das er doch gewiß nöthig hat. In dem festen Thurme meiner Burg befinden sich unter der Erde einige hübsche Gemächer, in die nie ein Sonenstrahl fällt und ganz geeignet wären, ihn zum Nachsinnen über sein bisheriges Leben zu veranlassen. Etwas schmale Kost dazu und ich wette, er wird zahm und zuletzt sogar fromm, wenn es gegen das Ende geht. Ein plötzlicher Ueberfall ist nicht gut zu unternehmen, denn da oben sind sie wachsam und ihn vielleicht Monate einzuschließen und durch Hunger aus seinem Neste zu treiben, ist immer zweifelhaft. So habe ich mir nun

Folgendes ausgedacht und wenn mein Plan richtig ausgeführt wird, so zweifle ich auch nicht an dem Gelingen.

„Eine der beiden Städte soll nun einen tüchtigen Kaufmannszug ausrüsten, dabei wie sonst verfahren und zum Schutze nur tüchtige und tapfere Leute wählen. Statt aber Waaren in die Kisten und Fässer zu packen, sollen sich darin wohlbewaffnete Männer befinden, die zu rechter Minute in den Kampf eingreifen können. Kunz mit seinen Spießgesellen wird nicht säumen, den Zug zu überfallen. Nun aber kann dieses nicht in der Nähe der beiden Städte geschehen, sondern in dieser Gegend. Wir legen uns daher in vier Abtheilungen in den Hinterhalt. Die Ulmer außerhalb Günzburgs, ich auf der Straße bis hieher, Ihr, Markgraf, da drüben im Walde, wo sich die Straße steil absenkt und die Augsburger im Zusannthale. So sind wir nicht zu weit entfernt und können uns gegenseitig unterstützen. Euch, Stolzenhirsch, fällt dabei eine besondere Aufgabe zu. Unter dem Schutze der Wälder und der Nacht könnt Ihr leicht bis in die Nähe der großen Burg kommen, die während dieser Zeit wohl nicht gut bewacht und schlecht besetzt sein wird. Vielleicht gelingt Euch ein rasch ausgeführter Angriff darauf und der schlaue Fuchs wäre aus seinem eigenen Baue vertrieben. Dann könnt Ihr Wiedervergeltung für Wittislingen nehmen. Mit seiner Burg im Walde haben wir dann leichteres Spiel. Nun, was haltet Ihr davon?"

„Euer Plan ist so übel nicht," versicherte der Markgraf „und findet ganz meinen Beifall. Mit Speck fängt man die Mäuse und mit Waarenzügen die Wegelagerer. Es frägt sich jetzt nur, welche der beiden Städte die Rolle übernehmen wird."

Hörbert und Nägele sahen einander an. „Wollt Ihr den Vorzug haben?" fragte der Ulmer.

„Der Vortheil ist auf beiden Seiten, wenn das Unternehmen gelingt," erwiderte Hörbert. „Wir sind ohnehin im Begriffe, einen größeren Zug nach Straßburg zu senden. So kann der falsche vorausgehen und wenn der Weg frei ist, der richtige nachfolgen."

„Ihr Stolzenhirsch?" fragte Marquard.

„Werde sehen, ob sich nicht ein Loch findet, durch das man

in diesen Bau schlüpfen kann," antwortete er. „Vielleicht kann ich ihm auch den Weg nach Reisensburg beleuchten."

„Wenn er nur in diese Falle geht," äußerte der Markgraf sein Bedenken.

„Jedenfalls muß dafür Sorge getragen werden, daß er von der beabsichtigten Sendung zu rechter Zeit Kenntniß erhält."

„Das soll geschehen," versicherte Marquard „und gar lang will ich ihm die Zähne darnach machen, deß seid versichert."

Es wurde nun noch Alles eingehend berathen, der Tag bestimmt, an welchem die Ausführung erfolgen sollte und die Orte genau bezeichnet, wo die Hinterhalte gelegt, um im Falle der Noth überall hin nach Hilfe senden zu können. Bei einbrechender Dunkelheit verließen die vier wieder das Schloß in Burgau, um von den gemachten Entschlüssen dem Rathe und Bischofe Kenntniß zu geben.

Die Knappen und Knechte in Burgau wunderten sich nicht wenig, als sie aus ihrer gewohnten Ruhe gerissen wurden und Befehle erhielten, Waffen und Pferde im kampfbereiten Zustand zu versetzen. Es gelte, hieß es unter ihnen, dem Bischofe von Augsburg zu Hilfe zu kommen, der mit dem Herzoge von Bayern in eine Fehde verwickelt worden und dem der Markgraf verpflichtet sei. Das war den kampfgewohnten Männern nur angenehm, denn etwas von der zu machenden Beute fiel auch für sie ab und das einförmige Leben wurde wenigstens unterbrochen.

Kunz saß seelenvergnügt über das Gelingen seiner letzten Heldenthaten und besonders über die reiche Beute an dem Fenster seines Gemaches, hoffend, daß bald wieder ein so glücklicher Tag anbrechen werde. Für lange Zeit war nun im Keller und in der Küche gesorgt und wenn selbst der Kaiser mit all' seiner Macht herangezogen wäre, einige Monate hätte es Kunz sonder Beschwerden aushalten können. Er ahnte nicht, welch' listiger Plan zu seinem Verderben ausgeheckt worden und daß es mit all' der jetzigen Herrlichkeit rasch seinem Ende zugehe.

Es war einige Tage nach der Berathung in Burgau, als noch in später Abendstunde Kaspar von Harthausen bei Kunz erschien,

der es dem Eintretenden sogleich ansah, daß er der Ueberbringer einer wichtigen Nachricht war.

„Du machst ja ein solch' freundliches Gesicht, als ob Du ganz Ulm oder Augsburg in der Tasche hättest," rief ihm Kunz zu. „Jedenfalls hast Du mir etwas Wichtiges mitzutheilen, sonst kämest Du nicht, wenn es bei den Fledermäusen Tag zu werden beginnt."

„Ich bringe immer nur Gutes," erwiderte dieser lachend, „diesesmal aber vielleicht das Allerbeste, was Du je von mir gehört."

„Wenn es wirklich so ist, solltest Du keine langen Umschweife machen und meine Neugier nicht länger reizen," verlangte Kunz. „Aber ich kenne Dich, es geht viel leichter von Dir etwas heraus, wenn Du vorher deine Kehle aufgefeuchtet hast. Der Humpen ist frisch gefüllt und dann erzähle."

Kaspar kam dieser Aufforderung auch sofort nach und leerte denselben in einem Zuge.

„Die Augsburger sind wackere Leute," versicherte er dann mit Lachen, „sie wissen unter dem Guten trefflich auszuwählen. Es wäre doch ewig schade, wenn solcher Wein von anderen getrunken würde."

„Lobe später," unterbrach ihn ungeduldig Kunz. „Eher davon keinen Tropfen mehr, als bis ich Deine Neuigkeit erfahre."

„Diese Strafe wäre zu hart, erwiderte Harthausen, „doch schicke Deinen Vogt immer in den Keller, bis er zurückkommt, weißt Du Alles. So höre: All' das, was uns in der letzten Zeit in die Hände fiel, ist ein Bettel gegen das, was wir erhalten können, wenn wir die rechten Männer sind und die Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen."

Seit wann hätten wir das gethan?" fragte Kunz.

„Allerdings sind wir noch immer zu rechter Zeit am Platze gewesen," fuhr der Harthauser unbeirrt fort, die Ulmer und Augsburger wissen ein Lied davon zu erzählen. Aber diesesmal steht ein Fang in Aussicht, den wir uns auf keinen Fall entgehen lassen dürfen, dann können wir eine Zeitlang ruhig zusehen. Denke Dir

nur, vier Wagen voll Gold und Silber schicken die Augsburger nach Straßburg an den Bischof, dazu Tücherballen und Stickereien, ganze Kisten voll. Es ist doch ein besseres Handwerk, so ein Kaufherr zu sein, als ein Ritter, der erst warten muß, bis ihm nach hartem Kampfe so ein Bischen zu Theil wird."

„Woher hast Du diese Nachricht?" fragte lauernd Kunz.

„Ueberall erzählt man es, war die Antwort und noch dazu, welche Furcht die Augsburger vor uns haben. Sie wollten schon in Unterhandlung mit Dir treten und Dir eine Summe anbieten, damit Du die Fracht ungehindert ziehen oder gar ihre Begleitung bis Ulm übernehmen solltest. Sie ließen sich aber eines Besseren belehren und trauen Dir nicht. Nun wirst Du wohl nicht säumen und statt über die Donau die Wägen auf Deinen Berg begleiten."

„Und wann sollen sie in unserer Nähe kommen?" wollte Kunz noch wissen.

„Soviel mir bekannt, kann es jede Nacht geschehen," versicherte Kaspar. „Von morgen an dürfen wir schon auf der Lauer liegen."

„Das soll auch geschehen," betheuerte nun der Ritter, „der Bischof soll nichts davon zu sehen bekommen und es ärgert mich nur, daß sie mir den Schutz ihrer Sendung nicht anvertrauten. Geld und Waare wären mir willkommen gewesen, besonders wenn ich mich nicht lange darum hätte plagen müssen. Diese Nachricht ist jedenfalls ein Faß des Besten werth, darum trinke Freund, und wenn auch mein halber Keller dabei leer wird."

Alle Vorkehrungen waren am andern Tage geschehen, die bei solchen Anlässen nöthig waren. Die untere Burg wurde als Stützpunkt bei einem allenfallsigen Rückzug oder Mißlingen des Raubes stärker besetzt, in der obern Sicherheitsmaßregeln getroffen, die einem plötzlichen Ueberfalle vorbeugten; diesesmal mußte Berchtold von Jettingen die Bewachung übernehmen und dann wurden die Verwegensten ausgesucht, welche mit Kunz zogen. Wenn er auch bei einem solchen Strauße einen Theil seiner Leute verlor, so war ihm das gleichgültig, denn genug kamen wieder, um die entstandenen

Lücken auszufüllen, da gerade die den größten Zulauf hatten, welche am berüchtigtsten waren.

Die Gerüchte von dem hohen Werthe der Sendung hatte Marquard in der ganzen Gegend verbreitet, den es drängte, den Verwegensten endlich unschädlich zu machen. Daß ihm dieses gelang, war vorauszusehen.

In dem dichten Walde, der auf der Anhöhe hinläuft, ehe die Straße sich in das Thal absenkt, harrten nun Kunz und Kaspar auf die Augsburger. Die Stelle war gut gewählt, denn sie ermöglichte eine leichte Verbindung mit der Burg im Thale und hatte für die Angreifer noch den besonderen Vortheil, daß sie jeden Weg und Steg kannten. Allein die erste Nacht verging, ohne daß sich ein Wagen sehen ließ und mißvergnügt kehrte Kunz zurück, seine vereitelten Hoffnungen mit Flüchen und Wein beschwichtigend. Doch fehlte er die zweite Nacht nicht auf dem Platze. Er hatte diesesmal hinter Bäumen, ziemlich entfernt von der Haupttruppe einige Knechte aufgestellt, welche ihm das Herannahen verkünden sollten, damit er nicht zu früh hervorbrach. Aber auch Marquard und die Augsburger hatten nicht versäumt, Alles zu thun, um den Wegelagerer zu täuschen und ihn entweder todt oder lebendig in ihre Hände zu bekommen. Die Bedeckung des Zuges war diesesmal außerordentlich stark, das konnte aber bei dem hohen Werthe des Inhaltes der Kisten nicht auffallen und lag in der Natur der Sache. In den Kisten und Fässern und zwischen diesen in dem Stroh versteckt waren die Soldknechte der Stadt, bis an die Zähne bewaffnet, welche mit Ungeduld den Augenblick des Kampfes erwarteten, da jeden bei dem Gelingen eine besondere Soldzulage erwartete. Vier schwere Pferde zogen die Wägen, welche mit weißen Linnentüchern überspannt waren. In der Entfernung von einer halben Stunde kam ein Trupp Reiter nach, während Stolzenhirsch mit den Söldnern des Bischofs schon eine gute Strecke außerhalb Augsburg die Straße verlassen hatte und eilends durch die Wälder dahinzog, um zu rechter Zeit vor der Burg einzutreffen. Die Ulmer harrten auf dem ihnen angewiesenen Punkte und Marquard mit den Seinen und den Burgauern lag in einem nahen

Gehölze, bereit, auf das erste Dröhnen des Kampfes den Städtern zu Hilfe zu kommen. Es war eine trübe Herbstnacht. Die Sichel des Mondes bedeckten langsam dahinziehende Wolken und nur auf wenige Minuten konnte er sein Licht herniedersenden. Kein Lüftchen rührte sich, tiefe Stille herrschte, hin und wieder von dem heiseren Schrei eines Käuzchens unterbrochen, das geräuschlos den Wald wieder aufsuchte, um in den Wipfeln der Tannen von der nächtlichen Wanderung auszuruhen, ehe es ganz in seine geheimen Schlupfwinkel zurückkehrte.

Gegen Mitternacht kehrte einer der Knechte zu Kunz zurück und hinterbrachte ihm die willkommene Kunde, daß die Augsburger im Anzuge seien, denn deutlich habe er den schweren Schritt der Bewaffneten, das Knarren der Wägen und den Hufschlag der Pferde vernommen.

„Heute warten wir also nicht vergebens," flüsterte Kunz seinem Freunde in das Ohr. „Sie sollen sich freuen auf den Empfang, der ihnen zu Theil wird."

„Ich freue mich auf meinen Antheil und auf Deinen Keller," gab Kaspar zurück, „der soll morgen über meine Leistungen sich nicht zu beklagen haben."

Dann schwiegen sie wieder, traten an den Rand des Waldes hervor und hinter den Stämmen mächtiger Tannen horchten sie angestrengt in die Nacht hinaus. Keine halbe Stunde war vergangen, so hörten sie auch schon, wie die Pferde mühsam herankeuchten, hin und wieder ein Klirren der Waffen und das Aechzen der Räder. Bald wurden auch dunkle Umrisse gewahr, die sich langsam auf der Straße fortbewegten und näher kamen. Als der Zug Kunz gegenüber war, gab dieser das Zeichen zum Angriffe und mit lautem Rufe stürzten nun links und rechts die Knechte hervor und in wenigen Sekunden war der Kampf ein allgemeiner.

Obwohl die Städter auf einen solchen Ueberfall vorbereitet und ihn erwartet hatten, wären sie doch der größeren Gewandheit und Stärke der Angreifer erlegen, wenn es nicht auf einmal auf den Wägen lebendig geworden wäre. Die Führer der Pferde hatten die Stränge abgeschnitten, sich rasch aufgeschwungen und suchten

nun zu entkommen und Burgau zu erreichen, wie es ihnen befohlen war. Als die Wägen ruhig standen, stießen die Verborgenen die Deckel auf und mit einem wahren Wuthgebrülle warfen sie sich auf die Angreifer.

Diese waren natürlich für den Augenblick fast kampflos vor Schrecken, als sie diese List gewahrten, dann aber drangen sie, Allen Kunz und Kaspar voran, mit erneuter Heftigkeit auf die Söldner ein.

„Wenigstens soll Keiner lebendig vom Platze kommen," rief Kunz den Seinen zu.

„Wir werden mit dem Gesindel bald fertig sein!"

„Eure List soll euch nichts helfen," schrie Kaspar. „Und wenn der Teufel euch selbst zu Hilfe käme, wir nehmen den Kampf mit ihm auf."

Hageldicht fielen die Streiche der beiden Ritter nieder und wo sie trafen, strömte das Blut hervor und war ein Kämpfer weniger. Doch auch die Städter wehrten sich tapfer und immer kleiner wurde die Zahl der Knechte der Ritter, die nun doch einsahen, daß sie der Ueberzahl nicht gewachsen waren. Schon wollte Kunz den Kampf abbrechen um sich in den Wald zurückzuziehen, als plötzlich Reiter dahergeflogen kamen und ihn von allen Seiten umzingelten. In der Hitze des Kampfes hatte er dieses nicht bemerkt, jetzt aber sah er ein, daß es einen solchen auf Leben und Tod gelte.

„Hat der Teufel die Hölle geöffnet," rief er wuthschnaubend aus, „lebendig sollen sie aber den Kunz vom Berge nicht in ihre Hände bekommen, eher stoß ich mir das Schwert selbst in den Leib."

Zu rechter Zeit waren die Augsburger Reiter und Marquard mit den Seinen angekommen, um von den ermüdeten Söldnern den Kampf auf sich zu ziehen und ihnen etwas Luft zu verschaffen.

Kunz bemühte sich, eine schwache Stelle zu entdecken, durch die er durchzubrechen vermochte, allein überall starrten ihm die Schwerter seiner Feinde entgegen. In einer solchen verzweifelten Lage war er noch nie gewesen, und was ihn am meisten ärgerte, daß er nicht der Gewalt, sondern der List unterliegen müsse. Doch

hatte er nicht lange Zeit nachzudenken, denn ein Ritter in schwarzer Rüstung stürmte nun auf ihn ein und zwar mit einem Ungestüme, daß er im ersten Anfalle bald aus dem Sattel geflogen wäre. Mit all seiner Kraft und Gewandheit mußte er sich vertheidigen, denn auch sein Gegner schien Sehnen von Stahl zu haben. Doch nach und nach ermattete sein Arm und er sah schon das Ende des Kampfes voraus, als er von seitwärts einen so wuchtigen Schwerthieb auf den Kopf erhielt, daß sein Helm gespalten wurde und er bewußtlos vom Pferde sank. Etwas später wurde auch Kaspar tödlich verwundet und nun baten die Uebrigen um Gnade, die ihnen auch Marquard für seine Person gewahrte, ohne jedoch, wie er beifügte, dem Richterspruche vorgreifen zu wollen.

Kunz wurde gefesselt und dann auf einen Wagen zuerst nach Burgau, jedoch am Morgen nach Reisensburg gebracht, wo man sich bemühte ihn in das Leben zurückzurufen.

Der Mond, der nun von Wolken frei war, beleuchtete ein trauriges Bild.

Da lagen die Todten mit bleichen Gesichtern uud klaffenden Wunden umher, jetzt noch die trotzige, kühne Miene bewahrend, zwischen diesen stöhnten und ächzten die Verwundeten, daß es zum Erbarmen war. Hier hauchte gerade Einer den letzten Athemzug aus, sein letztes Wort war eine Verwünschung gegen den Urheber seines frühen Todes. Der Markgraf, als er Kunde hievon erhielt, sandte sogleich seine Knechte hinaus, um die Verwundeten auf seine Burg zu bringen, wo sie von Magdalena mit aller Sorgfalt verpflegt wurden, denn ihr galt es gleich, ob es Freund oder Feind war, sie sah nur die leidende Menschheit, die ihrer Hilfe bedurfte.

Nicht so glücklich war Stolzenhirsch gewesen. Seine Annäherung wurde von dem wachsamen Vogt bemerkt und als er doch die erste Ueberraschung benützen wollte, und einen Angriff wagte, opferte er viele seiner Söldner und deßhalb stand er von seinem Vorhaben ab und zog hinab nach Burgau, wo er für sein Mißgeschick die frohe Kunde der Gefangennehmung des gefährlichsten der Ritter vernahm.

Am andern Tage erhielt er von dem Markgrafen den Befehl,

die beiden Burgen Harthausen und Jettingen zu berennen, was auch bis zum Abend ausgeführt war.

Berchthold gewahrte von der Burg Kunzens, wie die Feuersäule der eigenen aufstieg und als am Abende auch Harthausen dem gleichen Schicksale verfiel, wußte er, was den Freund betroffen und beschloß, seinen jetzigen Aufenthalt sich so lange wie möglich zu bewahren.

Der Leichnam des Jettinger wurde ohne Sang und Klang begraben. Die gefangenen Knechte aber fanden kein Erbarmen bei dem Markgrafen. Es waren deren zwanzig, die an den Rand des Waldes bei der kleinen Burg ihres früheren Herrn geführt wurden und eine Viertelstunde darauf baumelten sie an den Bäumen zum warnenden Beispiele für alle übrigen Knappen und Knechte des Raubritters.

Als Kunz wieder zu sich kam, sah er sich mit Ketten an Händen und Füssen in einem Gefängnisse, in welches nur durch einen schmalen Spalt ein schwacher Lichtstrahl fiel. Er tobte und fluchte, allein alles blieb ungehört und zuletzt sank er ermattet und verzweifelt auf das Bündel Stroh, das in einer Ecke lag. Die Bürger Augsburg und Ulms aber jubelten über diesen Sieg, denn nun waren sie von ihrem ärgsten Feinde befreit und konnten ruhiger die Straße ziehen, auf der sie so viel Ungemach und Leiden zu erdulden hatten.

IV.

Von Habsburg nach Aachen.

Die ersten Jahre ihrer Ehe vergingen Rudolf und Gertrude in ungestörtem Glück und Zufriedenheit. Bereits lag ein Sprosse in der Wiege, der Stolz des Vaters und die Freude der Mutter, die fast nicht mehr von dem Lager des geliebten Kindes wich und jede seiner Bewegungen mit rührender Sorgfalt überwachte.

Aber nicht lange sollte die glückliche Häuslichkeit währen, denn

auch die Schweiz litt unter der allgemeinen Erbärmlichkeit der Zeit, und Streit und Fehde waren überall zu finden, wo man hinblickte. Selbst unter den nächsten Verwandten Rudolfs kam es zu Mißhelligkeiten, die zu offenem Kampfe führten.

Der alte Graf Hartmann von Biburg, ein naher Verwandter durch Rudolfs Mutter, hatte einst sein ganzes Besitzthum für den Fall seines Todes dem Bischofe von Straßburg übergeben. Nun er aber sein Ende herannahen fühlte, reute ihn dieses und er sandte Rudolf zu dem Bischofe, um die voreilige Uebergabe der Biburgischen Lande zu tilgen. Rudolf versuchte Alles, um den Bischof zu bewegen, und wurde darin von den Schwyzern, welche ihn zum Schirmvogt gewählt, den Zürchern und vielen Rittern, deren Liebe er erworben, unterstützt. Allein der Bischof weigerte sich und stützte sich darauf, daß er das nicht mehr zurückgeben könne, was der Kirche gehöre. Nun aber entzweite sich bald darauf der Bischof mit den Bürgern Straßburgs und diese riefen nun Rudolf zu Hilfe und übertrugen ihm die Anführung in dem ausbrechenden Kriege.

Der Bischof mußte bald einsehen, daß er besser gethan hätte, den jungen Grafen sich als Freund zu erhalten. Das Glück war auf der Seite seiner Gegner, denn rasch hatte sich Rudolf der Städte Kolmar und Mühlhausen bemächtigt. In den ersteren wurde er bei der Nacht eingelassen, denn mit dem Schultheiß Hans Rösselmann stand er auf freundschaftlichem Fuße und dieser hatte ihm heimlich ein Thor geöffnet. In Mühlhausen leisteten ihm die Bürger keinen Widerstand, nur die bischöfliche Burg mußte er belagern, die er auch bald einnahm.

Die Folge dieser Siege war, daß ihm das Biburgische Erbe zurückgegeben wurde. Und Hartmann starb auch bald darauf und wurde mit Schild und Helm zur Erde bestattet. Nun versammelten sich aus allen Theilen der Grafschaft die Edlen, welche den Biburgern zins- und lehenspflichtig waren, mit ihnen die Vorsteher der Städte und die Prälaten der Klöster, deren Stiftung durch dieses berühmte Geschlecht erfolgt war und huldigten Rudolf. So

wurde die Macht des Habsburgers an einem Tage mehr vergrößert, als seit dem Bestehen des Geschlechtes.

Aber er mißbrauchte die ihm gewordene Gewalt nicht, sondern benützte sie klug und weise. Er beschützte die Unterdrückten gegen die Großen und verstand es, die Bürger der Städte auf seine Seite zu ziehen. Dadurch wurde ihm eine große Stütze, denn diese waren durch ihre Gesetze schon mehr an Ordnung gewöhnt, wie der Adel. Durch den gesellschaftlichen Umgang waren sie in der Bildung vorangeschritten und durch ihren Muth und Waffenkunde als Freunde unschätzbar. So wurde Rudolf als Schiedsrichter in den verschiedenen Streitigkeiten ernannt und die Weisheit seiner Urtheile vermehrte die Achtung vor ihm.

Bald darauf kam er in neue Streitigkeiten mit seinem Vetter, dem Grafen Lütold von Regensberg. Dieser war der Stadt Zürich abhold und hätte sie gerne unter seine Botmäßigkeit gebracht; sie sei von seinen Gütern wie ein Fisch vom Garne umgeben, er müsse sie haben, aber er wolle ein gnädiger Gebieter sein, behauptete er. Die Züricher ahnten nichts Gutes und baten Rudolf von Habsburg um Schutz, den ihnen dieser auch zusagte. Als der Regensberger mit seinen Freunden davon hörte, sagte er dem Vetter die Fehde an und ließ seine Burgen in wehrhaften Stand setzen. Doch auch Rudolf hatte seine Getreuen aufgeboten, überfiel das Schloß Wulp und erstürmte es. Darauf hin verpfändete Lütold seine Grafschaft Grüningen, weil er sie nicht behaupten konnte und verstärkte dagegen seine übrigen Burgen am Limmatfluße und um Zürich, so daß Jedem die Lust vergehen mußte, sie anzugreifen.

Rudolf lag vor der Feste Uzenberg, die er mit Sturm nicht nehmen konnte, daher auszuhungern gedachte.

Die Belagerung aber dehnte sich in die Länge und so griff er, um sich die Langeweile zu vertreiben, nach seinem alten Vergnügen, der Jagd. Die umliegenden Wälder und Berge lockten dazu und gar oft kam es vor, daß er erst nach Mitternacht wieder in sein Zelt zurückkehrte. So hatte er die Spuren eines Bären in den nahen Bergen entdeckt, ohne denselben, trotz aller Mühe,

die er sich gab, bisher auffinden und seiner habhaft werden zu können. Tag und Nacht hatte er keine Ruhe mehr. Eines Morgens erhob er sich wieder früh von seinem Lager, hängte Armbrust und Bolzen um sich und war hinausgeritten in den frischen Morgen, sein Glück aufs Neue zu versuchen. Allein je weiter er in den Bergen vordrang, desto weniger wurden die Eindrücke, die das Thier hinterlassen hatte. In seinem Eifer hatte er nicht Acht gegeben, wohin er kam und als er sich endlich umsah, befand er sich in einer ihm unbekannten Gegend. Vor ihm thürmten sich ungeheuere Felsmassen auf, die jeden weiteren Ausgang zu versperren schienen, links und rechts dehnte sich ein dichter Wald aus, während das schmale Thal, durch das er gekommen, sich immer verengte und nur einem angeschwollenen Flüßchen Raum bot, sich hindurch zu zwängen. Keine Spur einer menschlichen Ansiedlung war bemerkbar, er befand sich allein in dieser Wildniß.

Behaglich legte er sich unter eine herrliche Buche, um ein wenig auszuruhen und auch das erschöpfte Pferd seine Nahrung suchen zu lassen. Er betrachtete mit unverkennbarer Freude die Riesen von Bäumen, deren Gipfel ein völlig verschlungenes Laubdach bildeten, durch welches die Sonne nur mühsam ihre Strahlen zu senden vermochte. Mächtige Farrenkräuter wucherten überall empor, Blumenkelche in allen Farben sendeten ihren balsamischen Duft ihm zu, muntere Eichhörnchen sprangen behende von Ast zu Ast, während das Hämmern und Klopfen der Spechte verrieth, daß sie ihre insektenvertilgende Thätigkeit mit vollem Eifer betrieben. Nachdem er einige Stunden so gelegen und sich an der Schönheit der Natur geweidet hatte, mußte er aber doch wieder an den Rückweg denken, so hart er sich auch von dem trauten Plätzchen trennte. Sein Pferd wieherte ihm freudig entgegen und so trabte er nun der Richtung zu, von wannen er glaubte, gekommen zu sein. Doch bald bemerkte er, daß er den richtigen Weg verfehlt hatte und wollte er die Nacht nicht in dem Walde zubringen, so blieb ihm nichts übrig, als dem Lauf des Flüßchens zu folgen, das ihn sicher zu bewohnten Stätten führen mußte.

Es mochte wohl schon gegen Abend gehen, in dem düstern

Waldthale konnte man es so genau nicht beobachten, als er mit einemmale den silberhellen Ton eines Glöckchens vernahm und zu gleicher Zeit einen betretenen Pfad gewahrte, auf dem er nun rascher dahinritt. Als er in eine Lichtung ausbog, hatte er wieder das Flüßchen vor sich, das in dem Walde eine andere Richtung genommen, zu gleicher Zeit aber gewahrte er einen Priester mit seinem Diener, die Beide im Begriffe waren, am Uferrande sich ihrer Schuhe zu entledigen. Neben ihnen im Grase stand eine kleine, goldene Monstranze mit den geweihten Hostien und daneben lag das Glöcklein, dessen Ton er gehört.

Auf den ersten Blick erkannte Rudolf, um was es sich hier handelte. Der Priester w r zu einem Sterbenden gerufen, um ihm die letzte Wegzehrung zu bringen und das angeschwollene Gewässer versperrte ihm den Weg. Schnell war er zur Stelle. „Was beginnt Ihr?" fragte er, indem er vom Pferde stieg.

Erstaunt betrachteten die am Boden Knienden den schmucken Ritter in dieser Einsamkeit, doch ohne Verzug erwiederte der Priester: „Ich eile zu einem Sterbenden, Herr, der dringend in seinem letzten Stündlein nach dem Leib des Herrn verlangt. Aber der angeschwollene Bach hat den Steg mit fortgerissen und will ich meine Pflicht erfüllen, so muß ich den Bach durchwaten."

„Was fällt Euch ein, ehrwürdiger Mann," gab ihm Rudolf zur Antwort. „Legt Eure Schuhe immerhin wieder an. Mein Roß mag die Stelle des Steges vertreten, und Euch nicht nur zu dem Kranken, sondern auch wieder zurücktragen. Dagegen zeigt mir den Weg nach dem Lager des Grafen von Habsburg. Ich habe mich auf der Jagd im Walde verirrt und die rechte Richtung verloren." Noch verwundeter blickte ihn der Priester an. „Ihr seid ein edler Mann, fürwahr," sprach er dann nach kurzem Sinnen. „Doch da jede Minute kostbar ist, so nehme ich Euer Anerbieten mit Dank und im Namen des Herrn, dem Ihr damit dienet, an. Verfolgt nur diesen Weg weiter und sobald Ihr jene Anhöhe dort erreicht habt, seht Ihr die Burg und die weißen Zelte des Habsburgers." Rudolf war dem Priester und dem Knaben behilflich, dann reichte er demüthig die Monstranz empor, gab ihm die Zügel

in die Hand und blieb so lange stehen, bis die Beiden am jenseitigen Ufer glücklich angekommen waren. Dann schritt er rasch fürbaß und ehe die Sonne noch hinter den Bergen verschwand, hatte er sein Lager wieder erreicht.

Am andern Morgen war das Erstaunen an ihm, als ihm ein Priester gemeldet wurde, der ein Roß am Zügel führe. Rasch trat er aus dem Zelte und fragte nach dessen Begehren.

„Euer Anerbieten kam zu gelegener Zeit," erwiderte ihm der Priester. „Nur wenige Minuten später und der Kranke wäre ohne den Trost des Himmels verschieden. Doch da bringe ich Euch das Roß zurück, ich habe es wohl gepflegt. Ihr habt dem Armen das Sterben leicht gemacht, der Segen des Himmels wird auf Euch jetzt und immerdar ruhen."

„Was glaubt Ihr?" sprach Rudolf bewegt, indem er das edle Thier mit einer Bewegung der Hand von sich wies, „ich werde noch einmal zur Jagd oder zum Streite dieses Roß besteigen, das meinen Herrn und Heiland getragen? Das erwartet von mir nicht."

„Ich kann es doch nicht als mein Eigenthum betrachten!" war des Priesters Entgegnung.

„Wollt Ihr es auch nicht zum eigenen Dienst gebrauchen, so bleibe es dem Göttlichen für immerdar gewidmet," befahl der Graf. „Was ich habe und bin, trage ich ja allein von meinem Gotte zu Lehen."

„Ihr seid nicht allein an Adel, auch an Tugenden reich, Graf von Habsburg," rief nun der Priester aus. „Gedenkt dieser Stunde, wenn Gott Euch erhöht, denn nicht das Geringste läßt er unbelohnt."

Rudolf war aber damit noch nicht zufrieden. Er führte den Priester in sein Zelt, bewirthete ihn und erst nachdem er ihn für die Armen und Kranken reich beschenkt hatte, entließ er ihn.

Bis in den Herbst hinein dauerte die Belagerung der Burg; sie schien unbezwingbar und ihr Vorrath nicht zu Ende zu gehen. Da warf zum Hohne ein Kriegsknecht lebende Fische von der Burg herab als Beweis, daß selbst an den Bewohnern der Flüsse noch kein

Mangel wäre. Diese Bosheit führte aber den Untergang der Burg herbei. Hinter derselben floß die Aa vorüber und war der Felsen mit dichtem Gesträuche bedeckt. Nicht mit Unrecht vermuthete nun Rudolf, daß unter diesen ein Fußpfad verborgen sein müsse. Die nächste Nacht begann er seine Nachforschungen und fand sie bestätigt. Nun hielt ihn nichts mehr ab, den Sturm auf dieser Seite zu wagen und er gelang ihm, denn die Entmuthigung der Belagerten machte ihren Widerstand wirkungslos.

Doch noch mehr Proben seiner List und seines Verstandes sollte in dieser Fehde der Regensberger erfahren. Bald darauf eroberte er die Burg Baldern mit wenigen Reitern, hinter welchen Fußknechte aufgesessen waren. Die Letzteren hatten sich in dem Gebüsche verloren, als jene von den Söldnern des Grafen verfolgt wurden. Die Burg stand dadurch offen und ohne Widerstand konnten die Fußknechte in dieselbe eindringen. So bemächtigte er sich auch der Uetliburg, vor welcher Zürich sich ausbreitete. Täglich stürmten dort zwölf Schimmeln mit Reisigen den Berg herab, um in der Umgegend zu jagen und zu rauben. Nun kaufte Rudolf fast gleiche Pferde und als er die Zwölf von ihrer Burg abwesend wußte, ließ er die Seinen bei anbrechender Nacht von den Zürichern verfolgen, die mit der größten Geschwindigkeit gegen die Burg zusprengten. Dadurch wurde die Besatzung getäuscht, eilfertig öffneten sie das Thor und ließen die Verfolgten ein. Allein diese stießen die Betrogenen nieder und die Burg war auf leichte Weise in die Hände der Habsburger gekommen.

Dann kamen wieder mehrere Jahre des Friedens, in welchem es dem tapfern und klugen Manne vergönnt war, in häuslicher Ruhe und Zufriedenheit zu leben. Vier Söhne und sechs Töchter hatte ihm seine getreue Gertrude geboren, die heranwuchsen zur Zierde und zum Stolze seines Hauses.

Unterdessen hatten sich die Kurfürsten des deutschen Reiches zur Wahl eines neuen Kaisers versammelt. Von den Gegenkönigen lebte nur noch Alfons in Spanien, kümmerte sich aber nicht im Geringsten um das Land und seine Würde. Dagegen forschte er den Sternen nach, die ihm die Zukunft verkünden sollten. Das

deutsche Volk fing an, eingedenk der alten Herrlichkeit, nach einem Kaiser sich zu sehnen. Sagen wurden hörbar von der Wiederkunft des Barbarossa, der im Kyffhäuser am Steintische schlafe. Des kaiserlichen Schutzes bedurften alle Kleinen und Schwachen im ganzen Reiche. Dazu kam noch, daß der Böhmenkönig Ottokar immer weiter um sich griff und seine Gewalt auch über die übrigen Fürsten auszudehnen drohte. In dem alten Saale in Frankfurt, in dem schon oft über das Glück und Unglück des Reiches verhandelt, der manch glänzende Versammlung gesehen, in dem schon manch' wichtiger Beschluß gefaßt wurde, saßen die Kurfürsten links und rechts des Thrones, auf dem sonst der Kaiser in seiner Macht und Erhabenheit die Fürsten um sich versammelte. Aber er war verwaist, der Würdige mußte erst gefunden werden, der ihn wieder einzunehmen berufen war.

Den Vorsitz der Fürsten des Reiches führte Werner, der Erzbischof von Mainz, eine ehrwürdige Greisengestalt.

„Edle Fürsten," sprach er mit bewegter Stimme, „seit Tagen berathen wir und keine Einigkeit ist unter uns erzielbar. Die Augen ganz Deutschland's sind auf uns gerichtet und mit Spannung erwartet das Volk ein Ergebniß unserer Berathungen. Ich will Euch nicht noch einmal mit der Schilderung des elenden Zustandes, in welchem sich das Reich befindet, behelligen, der Worte sind hierüber genug gesprochen. Wem von Euch ein Gefühl im Busen schlägt, wer es wahr und ehrlich mit dem Volke meint, muß bereitwillig seine Hand reichen, diesen Zuständen ein Ende zu machen. Aber dieses nicht allein drängt uns, endlich zu einem Entschlusse zu kommen, sondern auch die Fortschritte des Feindes von uns allen, des Böhmenkönigs Ottokar. Soeben geht mir die Kunde zu, daß er nun auch Steiermark und Kärnten besetzt, die Ungarn in einer großen Schlacht geschlagen, sein Weib verstoßen, um des Ungarnkönigs Nichte auf seinen Thron zu erheben. Ist erst Ungarn sein, wie lange wird es noch anstehen und er streckt die Hand nach ganz Deutschland aus. Ist er in unserem Kreise anwesend, um seiner Pflicht als Kurfürst zu genügen? Ich sehe ihn nicht,

und seine Absicht ist leicht erkennbar. Er will nicht mit uns wählen, um den Gewählten nicht anerkennen zu müssen.

Soll das schöne Deutschland denn wirklich in Trümmer gehen? Auf der einen Seite Noth und Elend, keine Sicherheit des Eigenthums, keine Achtung des Gesetzes, keine Befolgung eines Richterspruches. Auf der andern einen klugen und kühnen Eroberer, dem ein Fürst nach dem andern unterliegt. Wahrlich nur ein großer Geist und eine starke Hand vermag hier zu helfen. Laßt daher allen Zwist und jede Eifersucht, verbannt den Groll aus Euren Herzen und seid einig. Hört auf diese meine Worte: „Es könnten sonst Tage kommen, wo Ihr es bitter bereut." Die Fürsten hatten diese Worte mit steigender Bewegung angehört. Sie konnten der Wahrheit ihr Ohr nicht verschließen, allein so viele Sonderinteressen wirkten zusammen, daß es Jedem schwer ankam, diese dem allgemeinen Besten zum Opfer zu bringen. Nur die Furcht vor Ottokar konnte sie einigen, nicht das Wohl des Landes.

„Wir sprechen immer von einem Kaiser," entgegnete nach einer Pause der Herzog von Bayern. „Aber welcher deutsche Fürst ist bereit, dieses gefährliche Geschenk anzunehmen?"

„Einem Mächtigen werde ich meine Stimme nie geben," rief der Kurfürst von Köln. „Ich will Herr sein und bleiben in meinen Landen."

„Dann müssen wir uns wieder im Auslande umsehen," meinte Otto von Brandenburg. „Fügt nur neue Schmach zu der alten und laßt den Hohn forterben, mit dem wir jetzt schon überhäuft werdeu."

„So nennt den Namen," forderte der Kurfürst von Trier, „dann können wir prüfen und uns verständigen."

„Vor allem ist ein tapferer Mann nothwendig, der Ottokar die Spitze zu bieten vermag," forderte der Bayer.

„Dann muß er auch dem Papste genehm sein," meinte der Kurfürst von Köln. „Nicht daß der Streit auf das Neue mit Rom beginnt und dadurch die Macht des Gewählten zersplittert wird."

„Nach meinem Dafürhalten hat ein deutscher Kaiser von Italien

nichts zu verlangen und zu erwarten," behauptete der Brandenburger, „die Hälfte des Unheils, das über das Reich kam, hatte seinen Ursprung jenseits der Alpen."

„Nehmt Ihr die Wahl an, Herzog von Bayern?" forschte Werner. „Eure Länder grenzen an Ottokars Gebiete, Ihr werdet ihm zu begegnen wissen."

„Mich gelüstet nicht darnach," erwiderte dieser rasch. „Diese Last mögen jüngere Schultern auf sich nehmen."

„Wir kommen wieder zu keinem Ziele," äußerte sich unmuthig der Trierer. „Das Volk in den Gassen Frankfurts wird noch mit Fingern auf uns zeigen."

Da trat der Reichsmarschall Graf von Pappenheim in den Kreis. „Verzeiht edle Fürsten und Herren, wenn ich mich erkühne, Eure Augen auf einen Edlen des Reiches zu lenken, der alle jene Eigenschaften in sich vereinigt, die ihn würdig machen, die deutsche Krone zu tragen. Alt und an Ehren reich ist sein Geschlecht, doch der Mächtigen Keiner und fast bescheiden seine Hausmacht zu nennen, aber tapfer im Streite, kühn in seinen Handlungen und erfahren im Rathe. Er wird jeden Fürsten in seinem Rechte und Besitze schützen, er wird nichts ohne Euren Willen thun und unternehmen und Euch gegen alle Angriffe schützen, von welcher Seite sie kommen werden. Dabei wird er dem Papste geben, was ihm gebührt und so auch hier der längst ersehnte Friede herbeigeführt werden."

„So nennt uns den Wackern," rief ihm der Erzbischof Werner zu, „für den Ihr so warm fühlt!"

„Ihr kennt Ihn Alle," sprach Pappenheim langsam „und ohne fürchten zu müssen, von ihm zu viel gesagt zu haben, kann ich seinen Namen aussprechen: Graf Rudolf von Habsburg."

Ein beifälliges Gemurmel wurde hörbar. Der Herzog von Bayern trat zu dem Kurfürsten von Köln und unterhielt sich mit diesem leise. Offenbar suchte er dessen Stimme zu gewinnen. Auch Werner lächelte und der Brandenburger hatte Pappenheim die Hand gedrückt.

„Das ist ein Vorschlag, auf dem man weiter bauen kann,"

sprach der Kurfürst von Köln. „Graf Rudolf ist ein tapferer Held und wäre wohl der Mann, der unsere Zustände wieder in das rechte Geleise zu bringen vermöchte.“

„Edle Fürsten, ich bin dem Grafen Pappenheim dankbar,“ sprach Werner, „daß er uns den tapfern Grafen empfahl. Keinen Bessern wüßte ich zu finden und ich glaube, daß wir nicht länger zu zögern brauchen. Ich bin mit mir im Reinen, meine Stimme erhält Rudolf.“

„Von Herzen schließe ich mich Euch an,“ stimmte der Brandenburger bei.

Auch der Herzog von Bayern und der Kurfürst von Köln gaben nun im gleichen Sinne ihre Stimmen ab, nur der von Trier zauderte noch und machte verschiedene Einwendungen. Allein Werner wußte diese alle niederzuschlagen und so gab auch zuletzt dieser nach und der Habsburger war einstimmig auf den deutschen Kaiserthron erhoben.

Nun zogen die Kurfürsten in feierlicher Prozession in die Kirche, wo der Erzbischof von Mainz das Dankamt für die glückliche Beendigung der Wahl hielt und dann dem Volke den Namen des Erwählten kund gab.

Wie jubelte dieses freudig auf, wie froh bewegt waren aller Gemüther! Endlich war sie beendigt, die schreckliche Zeit und die Hoffnung einer besseren gekommen. In wenigen Minuten war die freudenreiche Botschaft in der ganzen Stadt verbreitet. Jung und Alt eilte herbei und als die Fürsten aus der Kirche zurückkehrten, begrüßten sie neue, nicht endenwollende Zurufe des Volkes. Noch am nämlichen Tage flogen Eilboten nach allen Richtungen, um dem Reiche Kunde zu geben, daß wieder ein Kaiser erstanden. Alle übrigen Fürsten wurden nach Aachen zur Krönung und Huldigung entboten, Graf Friedrich von Zollern und Graf Pappenheim erhielten den Auftrag, Rudolf von der auf ihn gefallenen Wahl in Kenntniß zu setzen und in die Krönungsstadt zu geleiten.

Dieser war gerade von Basel auf seine Burg zurückgekehrt. In dieser Stadt war ein Streit zwischen dem Adel und der Bürgerschaft ausgebrochen und Rudolf wieder herbeigerufen worden, um denselben durch

seine Macht und sein Ansehen zu schlichten. Zuerst versuchte er den Weg der Güte, allein die trotzigen Bürger pochten auf ihr vermeintliches Recht und wollten erst dann die vertriebenen Patrizier wieder aufnehmen, wenn sie von denselben Genugthung erhalten hätten und ihre Freiheiten und Rechte auf das Neue beschworen würden. Nun rückte Rudolf vor die Stadt und belagerte sie. Aber die Bürgerschaft hielt fest zusammen, wagte öftere Ausfälle, bei denen es ihnen einmal fast gelungen wäre, Rudolf gefangen zu nehmen; nur die Schnelligkeit seines Pferdes rettete ihn. Mit heftiger Erbitterung wurde der Kampf noch fortgeführt, die ganze schöne Umgebung verwüstet und erst als der Hunger sich in der Stadt fühlbar machte, Friede geschlossen. Jedesmal, wenn Rudolf auf seine Burg von solchen Fehden zurückkehrte, war es ein Freudenfest für Gertrude und die Kinder. Die Knaben eilten ihm entgegen und baten so lange, bis er dem einen den Schild, dem andern das Schwert zu tragen gab, während der dritte das Roß am Zügel führte und der Jüngste nicht ruhte, bis er ihn zu sich heraufzog und auf den Sattel setzte. Die Mädchen empfingen ihn am Eingange der Burg und herzten und küßten ihn, daß er sie oft mit komischen Ernste von sich wehren mußte. Aber nicht unthätig wurde dann die Zeit verbracht, und wie einst sein Vater mit ihm gethan, so verfuhr er nun auch mit seinen Söhnen. Keiner blieb hinter dem andern zurück, es war ein edler Wetteifer unter ihnen, denn ein jeder wollte die Zufriedenheit des Vaters erringen. So konnte er getrost in die Zukunft sehen, sein Geschlecht blühte und mußte an Ehren immer reicher werden.

Rudolf und Gertrude von einem Besuche in Zürich zurückgekehrt, hatten es sich gerade bequem gemacht, als das Horn des Wächters auf dem Thurme die Ankunft von Gästen verkündete.

Wer dieses wohl sein mochte. Denn in letzterer Zeit war es auf Habsburg etwas ruhig geworden, da die umliegenden Ritter sich größtentheils befehdeten oder anderen Hilfe leisteten.

Rudolf trat auf den Balkon der Burg und gewahrte nun einen Haufen Bewaffneter, an deren Spitze zwei Ritter befindlich waren. Daß sie nichts Feindliches im Schilde führten, ersah man

daraus, daß die Visire der Helme geöffnet und diese noch weiters mit grünen Zweigen verziert waren.

Neugierig betrachteten Rudolf und Gertrude die immer näher Kommenden und gaben Befehl, sie in den Rittersaal zu führen. Zuletzt bemerkte der Habsburger, daß das Banner, das sie mit sich führten, den Reichsadler trug, daß sie also aus weiter Ferne kamen.

Nicht lange sollte er mehr in Ungewißheit bleiben. Schon ritten die Fremden in den Burghof ein und stiegen von den Pferden. Zwei Pagen erwarteten sie an der Treppe und führten sie hinauf in den Saal, wo Rudolf und Gertrude ihrer harrten.

Die schweren, eichenen Flügelthüren öffneten sich und wie freudig war Rudolf bewegt, als er in den beiden Rittern alte Freunde aus Nürnberg und Pappenheim erkannte! „Ich bin fast sprachlos vor Erstaunen," konnte er endlich ausrufen, „Euch hier auf meiner Habsburg zu sehen. Seid herzlich gegrüßt und versichert, daß ich schon seit langer Zeit keine solch hochwillkommenen Gäste mehr sah."

Pappenheim und der Hohenzoller aber ließen sich auf ein Knie nieder, während ihre Begleiter sie in einem Halbkreise umstanden.

„Graf Rudolf von Habsburg und Ihr sein treulich Ehegemahl," begann Pappenheim feierlich, „vernehmt, was ich Euch zu verkünden habe. In der Versammlung der deutschen Kurfürsten in Frankfurt, wurdet Ihr, Graf, Eurer großen Tugenden und Weisheit willen einstimmig über das römische Reich zum König der Deutschen erwählt. Uns wurde im Namen der Kurfürsten der Auftrag zu Theil, Euch davon Kunde zu geben und aufzufordern, hinab in die alte Krönungsstadt am Rhein zu ziehen, um dort die Weihe und die Huldigung zu empfangen. Und so wollen wir auch die Ersten sein, welche Euch jubelnd aus voller Brust zurufen: Heil und Segen Rudolf, dem neugewählten Könige der Deutschen!"

„Heil und Segen Rudolf von Habsburg!" erklang es von den Lippen der Begleiter der Grafen, daß es in der ganzen Burg widerhallte.

Dieser aber wußte nicht, wie ihm geschah. Verwirrt blickte er zuerst nach seiner Gemahlin, dann auf die Angekommenen, er schien in einem Traume befangen, das konnte ja nicht möglich sein.

„Höre ich recht," sprach er endlich, „ist es kein eitler Wahn, der mich umgaukelt? Die Krone des deutschen Reiches wird mir übertragen, die höchste Ehre, die einem Sterblichen zu Theil werden kann! Mir, dem armen Grafen?"

„Ja Euch," betheuerte der Hohenzoller, „der den Muth des Löwen mit der Weisheit Salomons vereint, dem edlen Sprossen eines erlauchten Geschlechtes. Ihm wollen die Fürsten Deutschlands die höchste Gewalt über sich und das Reich übertragen, wissend, daß sie nur den Würdigsten über sich erheben."

„Solcher Ehre und solchen Preises erachte ich mich unwerth," erwiderte dann der Graf, „aber ich bitte Gott, er möge mich also gesinnt machen, daß ich ihm und den Menschen zum Wohlgefallen das Reich regiere."

„Heil unserm Könige!" riefen die Deutschen wieder begeistert, als sie diese Antwort vernahmen und die Fahne des deutschen Reiches senkte sich zum erstenmale wieder vor einem thatkräftigen Könige.

Das Glückwünschen und die Freudenbezeigungen wollten kein Ende nehmen, und Gertrude mußte ihre ganze Macht als Burgfrau entfalten, um diesem Ausbruche ein Ziel zu setzen und die Gäste zu vermögen, nach den Beschwerden der langen Reise auszuruhen. Ein fröhliches Mahl beschloß den ereignißreichen Tag.

Von nun an begann eine neue Aera des Hauses Habsburg. Eine lange Unterredung folgte dem Vormittage des andern Tages, denn Rudolf war sich wohl bewußt, in welch schwerer Zeit er die Zügel der Regierung ergriff und daß Feinde genug sich ihm entgegenstellen werden. Er hatte sich am Morgen selbst gelobt und versprach es auch jetzt feierlich den beiden Abgesandten, daß er ein gerechter König und Herr allen seinen Unterthanen sein werde, den Frieden und die Ordnung im Reiche wieder herzustellen, den Gesetzen Achtung und die verlorene Größe neuzuschaffen suchen wolle.

„Das Vertrauen der Fürsten soll nicht getäuscht werden," schloß er seine Versicherung, und die Nachwelt einst von mir sagen, er war der Krone würdig und ganz ein deutscher Mann!"

Die Nachricht von der Erhöhung des Grafen durchlief mit Blitzeseile die Nachbarschaft, die Städte und weit hinaus über die Berge. Das ganze Land war hocherfreut, und die Burg nicht mehr leer von Besuchern, die Glück zu wünschen kamen und Rudolf ihrer Treue und Ergebenheit versicherten.

Die Stadt Basel, noch vor Kurzem ihm so feindlich gesinnt, lud ihn ein, in ihre Mauern zu kommen und der Bischof dort sprach, als ihm die erste Nachricht hievon wurde: „Lieber Herr Gott, sitz fest auf Deinem Thron, sonst steigt der Rudolf auch noch hinauf!"

Wie jubelten erst die nächsten Verwandten und Unterthanen des neuen Königs, mancher Tag sah deren hunderte auf der Burg, ein Jeder wollte seine Hand noch einmal drücken, noch einmal in sein blaues Auge sehen, denn war er einmal fortgezogen, wer konnte wissen, wann er wieder in seine Stammburg zurückkehrte?

Graf Friedrich und Heinrich blieben auf Habsburg, um den König nach Aachen zu begleiten. Die Vorbereitungen hiezu erforderten hiezu längere Zeit, denn viel hatte Rudolf im Interesse seiner Stammgüter zu ordnen und zu schlichten. Seinem ältesten Sohne Albrecht übertrug er die Verwaltung seiner Besitzungen und Würden. Allen, mit denen er je im Streite gelegen, verzieh er, die Gefangenen gab er ohne Lösegeld frei. Dann gebot er einen allgemeinen Landfrieden und verordnete, daß alle Streitigkeiten der Fürsten und Edlen unter sich von ihm selbst entschieden werden sollten.

Als der Tag des Abschiedes von der väterlichen Burg und der geliebten Heimath kam, wurde es ihm doch schwer um das Herz. Alle Stätten, die ihm seit seiner Kindheit lieb und theuer geworden waren, hatte er noch einmal besucht, in der Erinnerung geschwelgt und des Himmels Segen auf sie herabgefleht.

So viel Menschen hatte die Habsburg noch nie gesehen, als wie am Tage des Aufbruches nach Aachen. Nicht nur seine

eigenen Unterthanen waren vollständig versammelt, um ihm ihr Lebewohl zuzurufen, aus der weitesten Entfernung waren die Landleute herbeigekommen, dem Könige der Deutschen ihre Huldigung darzubringen. Dicht gedrängt war die Straße auf beiden Seiten besetzt, das Rufen und Schreien der Massen war wie grollender Donnerschall vernehmbar. Auch die Bürger der Städte kamen in Wehr und Waffen herbei, sie wollten ihm eine Strecke das Geleite geben, daß er wahrhaft wie ein König das Land verlasse. Der ganze Adel der Schweiz, die Prälaten der Klöster waren anwesend, um ihn nach Aachen zu führen und Zeugen seiner Krönung zu sein. Die Hausfreunde waren vollzählig erschienen, man sah im höchsten Waffen- und Priesterschmucke den Truchseß von Waldburg, Eberhard, den Bischof Konrad von Chur, den Abt von St. Gallen, Graf Ulrich von Hüttingen, die Grafen von Werdenberg nnd Hornberg, dann die von Regensberg, welche jetzt wieder ausgesöhnt waren. Dann Graf Hermann von Bonstetten, den Truchseß Heinrich von Dießenhofen, die Reichsvögte von Zürich und Aargau, die Edlen Marquard von Baldeck, Berchthold von Hallwyll, Albrecht von Kastelen und Ulrich von Wiladingen. Auch Struthan von Winkelried und Rudolf Stauffacher fehlten nicht, obwohl das Ereigniß verschiedene Gefühle in ihnen wach gerufen hatte.

Es war ein glänzender, noch nie gesehener Zug, der sich die Anhöhe von der Burg hinabwand. Mit Thränen in den Augen hatte Rudolf Abschied von dieser genommen, hier war ja sein trautes, stilles Heim, in diesen Räumen hatte der Friede und die Eintracht gewohnt, hier war die Liebe in seine Brust eingezogen und hatte er die seligsten Stunden an der Seite seines treuen Weibes erlebt. Was wohl die Ferne ihm bot, ob der Glanz der Krone, die Macht und Herrlichkeit, die ihn erwartete, nicht eitel Schein war und er sie gerne wieder dahin geben würde, wenn er nur eine Stunde des vergangenen Glückes damit zurückerkaufen könnte? Aber die Gewalt des Augenblickes drängte diese Gedanken zurück. Der Jubel und das Freudengeschrei der Tausende erschütterte die Luft, als er an der Seite der Königin erschien,

umgeben von den Abgesandten des Reiches und allen jenen, welche ihn begleiteten. Nur langsam konnte sich der Zug fortbewegen und erst, als auch die Bürger ihrem Beschützer das letzte Lebewohl gebracht, konnte er sich freier bewegen.

Wie damals bei dem Ritterschlage, so auch heute kehrten Stauffacher und Winkelried zusammen zurück. Aber die Last des Alters drückte sie jetzt, nicht mehr so elastisch wie ehedem war ihr Schritt und nicht so erhabenen Hauptes blickten sie in die Welt.

„Deine Wünsche gehen in Erfüllung, nur scheint es auf eine andere Weise,“ begann Stauffacher. „Der Ruhm der Schweiz erhöht sich, das Volk wird einig aber unter einem Könige. Ich habe heute genau beobachtet und gesehen, mit welcher Begeisterung es an den alten Adelsfamilien hängt und mit welcher Liebe es ihnen zugethan ist.“

„Auch ich habe das Gleiche gethan,“ erwiderte Winkelried, „aber mich nur über diesen Jubel gefreut, denn das bewies mir, daß wir einen Schritt dem Ziele näher gekommen.“

Sein Begleiter blieb überrascht stehen und blickte ihn verwundert an. Offenbar konnte er den Sinn dieser Worte nicht verstehen. „Wie meinst Du das?“ fragte er. Winkelried lächelte. „Man hat den Grafen von Habsburg zur höchsten Würde berufen,“ erwiderte er dann, „ohne daß er sich darum bewarb, ja nur eine Ahnung davon hatte. Der edle Mann verdient sie, er hat sich treu bewährt in Noth und Gefahr und keiner schlimmen Sache je seinen Arm geliehen. Aber glaubst Du nicht, daß ein jeder der übrigen Ritter und Edlen, soviel deren im Lande sind, sich gerade so werth erachtet, die deutsche Krone zu tragen wie der Habsburger? Die Folge davon wird sein, daß sie dahin streben, ihren Reichthum und Besitz zu mehren, dieses aber kann nur durch Unterdrückung des Volkes geschehen.“

„Und dann?

„Dann werden ihnen die Augen früher aufgehen und sie vielleicht um Jahrzehnte das Joch eher abschütteln, als es sonst geschehen wäre. Von dem heutigen Tage wird noch einige Zeit gesprochen werden, dann wird er aber vergessen sein. Von der Knechtung wird man aber immer die Fesseln fühlen, bis sie gesprengt werden.

Wer offene Augen hat, kann es ja sehen. Hast Du nicht gehört, wie einige Herren von ihren Burgen aus in Chur hausen? Stolz auf ihre Tapferkeit und die Festigkeit ihrer Raubnester, erlauben sie sich Alles zu thun, was göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn spricht. Dem Hirten nehmen sie die Heerde von der Weide weg, das Vieh holen sie aus den Ställen, Weiber und Mädchen müssen ihnen zu Diensten sein und wer es wagt, ihnen zu widerstehen, büßt es mit seinen Leben. Der Bischof dort ist ohnmächtig gegen sie und deßhalb bleibt den Unterdrückten nichts anders übrig, als fest zusammenzustehen und sich selbst zu helfen. Und haben sich die Abgaben nicht erst in neuerer Zeit wieder vermehrt? Nenne mir eine Brücke, wo Du nicht einen Zoll entrichtest, sage mir, ob Du etwas einzuführen vermagst, ohne an Burgen und Klöster einen Antheil abzugeben. Das will man Freiheit nennen? Nur so zu, desto früher werden wir sie gewinnen."

„Könnte nicht Rudolf der Fürst nun werden, der dem Volke, wie er es bisher gethan, als Schützer zur Seite steht und die Räuber und Unterdrücker zur Strafe zieht?" fragte wieder Stauffacher. „Dadurch würde er sich die Herzen aller gewinnen, das Volk wieder beruhigt sein und Du weißt, daß wo Ruhe und Zufriedenheit herrscht, man keine Aenderung seiner Lage wünscht."

„Den Willen mag er wohl besitzen, allein zur Ausführung ist er allein zu schwach," war des unbeugsamen Patrioten Antwort. „Alle diese Uebel sind nicht mit einemmale entstanden, sie sind die Frucht vieler Jahre und der veränderten Verhältnisse. Eben so wenig werden sie mit einemmale aus der Welt verbannt werden. Ein Riese an Körper und Geist müßte der Graf sein, wenn er diese Aufgabe vollbringen könnte. Nicht in unserm Lande allein ist es so, überall, wo in Du blickst, in manchen Gegenden bis zum Entsetzen. Wo will er anfangen? Dann glaube mir, werden bald größere Ereignisse seine Thätigkeit in Anspruch nehmen und ihn die Kleinern vergessen lassen. Wer diesen Thron besteigt, hat tausend Feinde und wenn er vorher keinen einzigen besaß."

Stauffacher, der einsah, daß sein Freund von seinen Gesinnungen nicht abzubringen war, lenkte nun das Gespräch auf näher

liegende Dinge, die auch den weiten Heimweg angenehm verkürzten. Doch zum letztenmale an diesem Tage hatte der begeisterte Mann seine Hoffnungen und Wünsche für sein Vaterland ausgesprochen. Wenige Wochen darnach kam Stauffacher die Kunde, daß das Herz, das so glühend für die Freiheit pochte, aufgehört hatte zu schlagen.

Er ging tiefbetrübt nach Winkelried, um dem Freunde die letzte Schaufel Erde auf die Bahre zu werfen. Aber seine Worte standen verkörpert in seinen Söhnen da und bald wurden sie zur vollen Wahrheit.

Rudolfs Reise durch die deutschen Länder glich einem wahren Triumphzuge. Ueberall kam das Volk herbeigeströmt, um den neuen Kaiser zu sehen, von dem man Friede und Ruhe hoffte und erwartete. Die Thore der Städte öffneten sich ihm bereitwillig, denn allen Bürgern verhieß er Schutz und Bestätigung ihrer erworbenen Rechte und Freiheiten. Der gut gesinnte Adel schloß sich ihm an, dagegen blickten die Raubritter finster von ihren Burgen herab, es war das Gerücht schon zu ihnen gedrungen, daß der Kaiser geschworen habe, ihre Tage seien gezählt.

In Frankfurt hielt Rudolf Rast. Dort erwartete er seine Söhne und Töchter, die Herzoge von Bayern stießen zu ihm und dann erst zog er den Rhein hinab, dem ehrwürdigen Aachen zu. Sein Gefolge hatte sich so vermehrt, als er die festlich geschmückte Stadt betrat, daß der größte Theil kein Unterkommen in derselben fand, sondern außerhalb lagern mußte. Mit welchen Gefühlen betrat er die kaiserliche Burg, die einst Karl den Großen, Otto und Friedrich den Rothbart in ihren Mauern sah, und wo nun ihm, dem noch vor kurzer Zeit so unbedeutenden Grafen, ein hoffnungerfülltes Volk zujauchzte. Die Kurfürsten des Reiches waren vollzählig versammelt und brachten ihm im Saale Karls ihre Huldigung dar.

Am dritten Tage nach seiner Ankunft läuteten die Glocken des Domes und der ganzen Stadt zu dem wichtigen Morgen ein, der die Wahl der Kurfürsten krönen sollte. Alle Häuser strahlten im festlichen Schmucke der Teppiche und Kränze, die sich von

Straße zu Straße zogen. Der Weg von dem Schloße zum Dome war mit frischem Grün und Blumen bestreut, Kopf an Kopf gedrängt stand die Menge auf demselben und die Söldner und Trabanten hatten Mühe, den Eingang zum Dome offen zu halten. Unter dem Portale desselben standen die Erzbischöfe und Bischöfe des Reiches in ihren funkelnden Gewändern, die Mitra auf dem Haupte und den Stab in der Hand, allen voran der Erzbischof von Köln, der die Krönung und Salbung vornehmen sollte.

Der Jubel und die Freudenrufe des Volkes verkündeten das Nahen des Krönungszuges, die Glocken mischten wieder ihren ehernen Schall darein, Trompeten= und Paukenschall durchdrang die Luft. In langem Zuge kamen die Fürsten, Grafen und Edlen des Reiches und die Abgesandten der Städte. Das Auge wurde geblendet durch all die Pracht der glänzenden Rüstungen, Helme und goldenen Ketten, die weithin strahlten und funkelten. Die Ritter wollten fast kein Ende nehmen mit ihren Edelknaben und Gefolge, alle Stämme von Nord und Süd, von Ost und West waren vertreten. Dann folgten die Abgesandten des Papstes Gregor X., ehrwürdige Kardinäle in ihren purpurrothen Gewändern, die ernst und feierlich dahinschritten. Die weltlichen Kurfürsten kamen nach ihnen, von welchen besonders der Herzog Ludwig von Bayern die Aufmerksamkeit des Volkes erregte, denn seine Macht und sein Ansehen war groß im deutschen Reiche. Erst vor Kurzem hatte er in der Pfalz am Rheine siebzig Burgen der Raubritter gebrochen und diese zitterten schon, wenn sie nur seinen Namen nennen hörten.

Die Reichsmarschälle trugen dem Kaiser die Insignien seiner Würde voran, die Krone, das Schwert und den Reichsapfel. Dann folgte Rudolf unter einem goldgestickten Baldachine, den sechs Reichsgrafen trugen, an seiner Seite seine Gemahlin, und umgeben von seinen Söhnen. Man sah ihm die Bewegung an, die ihn ergriffen, denn bläßer als sonst war sein Angesicht. Doch dankte er freundlich nach allen Seiten dem Volke, das Heil und Segen ihm zurief. Den Schluß bildeten seine Verwandten und der Adel der Schweiz.

Als er den Dom betrat, empfing ihn rauschender Orgelklang und das Hallelujah des Chores. Der Erzbischof von Köln führte ihn zu dem festlich geschmückten Hochaltare, wo er lange in stillem Gebete verweilte. Dann begrüßte er ihn im Namen der Kirche und forderte von ihm, jederzeit ein treuer Beschützer derselben zu sein, ihre Gebote zu erfüllen und sie gegen ihre Feinde zu schirmen. Nun begann das Hochamt, während dessen die kaiserlichen Insignien auf dem Altar lagen und die Salbung vorgenommen wurde. Dann wurde er unter dem Gesange der Bischöfe mit den kaiserlichen Gewändern geschmückt, ihm das Schwert Karls des Großen umgegürtet, und unter Trompeten- und Paukenschall, dem Jubelrufen der Anwesenden die Krone auf das Haupt gesetzt und er zu dem Throne auf der rechten Seite des Altars geleitet.

Hierauf begann der feierliche Huldigungsakt. Da vermißte man das Scepter, das wohl in den Wirren des Reiches verloren gegangen sein mochte. Aber Rudolf ergriff schnell besonnen ein Krucifix und sprach: „Das Zeichen der Welterlösung mag des Scepters Stelle vertreten."

Voll Bewunderung sahen die Kurfürsten auf den König, sie sahen ein, daß ihre Wahl auf einen Mann gefallen war, der jede Lage zu beherrschen verstand und von dem noch große Thaten zu erwarten waren.

In gleicher Ordnung ging der Zug vom Dome in den Palast zurück, wo am Nachmittage die Krönungstafel stattfand. Die vier Erbämter versahen dabei den Dienst, von einem Balkone schmetterten die Trompeten, das Volk umwogte den Palast und das „Heil und Ruhm dem gekrönten Kaiser!" erfolgte immer wieder auf das Neue.

Da trat ein Sänger mit der Harfe vor, um das Fest durch Gesang zu verherrlichen. Lautlose Stille trat ein, als er in die Saiten griff und den süßen Wohlklang entlockte, der in ihnen ruhte. Mit mächtig anschwellenden Akkorden begann er sein Präludium einzuleiten, dann glaubte man wieder das Flüstern der Bäume oder das Rauschen eines Wildbaches zu vernehmen. Nun sang er mit seiner weichen, wohlklingenden Stimme von einem Ritter, der hinausgezogen in den duftigen Bergwald, um des edlen Waid-

werkes zu pflegen. Auf dem Heimwege aber kam er an den Rand eines angeschwollenen Baches, den ein Priester mit dem Leibe des Herrn durchwaten wollte, um den letzten Trost einem Sterbenden zu bringen. Das habe der edle Graf nicht zugegeben, sondern dem Priester das Pferd angeboten, damit er trockenen Fußes hinüberkomme und auch dasselbe nicht mehr zurückgenommen, sondern der Kirche geweiht. Mit einer Jubelhymne schloß der Sänger das Lied und langsam erstarben dann die Klänge in der zitternden Luft.

Sinnend saß Rudolf da, er schien Alles um sich vergessen zu haben. Aller Blicke ruhten auf ihm, denn kein Zweifel war mehr unter den Fürsten, wer der edle Graf gewesen. Als der Kaiser sein Haupt erhob, erkannte er den Sänger, es war jener Priester, der ihm einst so prophetische Worte zugerufen und die sich nun so glänzend erfüllt hatten. Von nun an blieb der Sänger an seinem Hofe und wurde sein Freund und Rathgeber.

V.

Rudolf und Ottokar von Böhmen.

So hatte das Reich wieder einen Herrscher, der die verlorene Größe wieder herzustellen, das eingebüßte Ansehen neu zu schaffen versprach.

Das Erste, was Rudolf zu erreichen suchte, war, den Bund der Fürsten enger zu befestigen. Dieses geschah auch, aber damit waren die Kleinen unzufrieden, denn diese Krafterstarkung flößte ihnen Besorgnisse ein. Rudolf begann sogleich, sie zur Unterwerfung zu zwingen, den Landfrieden ließ er überall verkünden und einschärfen, daß, wer ihn nicht befolge, mit dem Tode bestraft werde. Er ging von Reichstag zu Reichstag, um Landfriedensschlüsse durchzusetzen und von Land zu Land, um diesen Frieden mit Gewalt zu handhaben. In den öffentlichen Verhandlungen führte er die deutsche Sprache ein, das Volk sollte hören und verstehen, was da geschah.

Nur Einer gehorchte nicht und das war König Ottokar von Böhmen, der die Verwirrung des deutschen Reiches benützt hatte, sein slavisches Reich zu vergrößern.

Einst hatte der österreichische Adel den Grafen Ulrich von Lichtenstein an den Markgrafen Heinrich von Meißen gesandt, um ihm das Land anzutragen. Als dieser aber nach Prag kam, empfing ihn Ottokar auf die glänzendste Weise, suchte ihm den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, um ihn zu längerem Verbleiben zu bewegen. Dieses gelang ihm auch und auch sein damit verbundener Plan, den Grafen zu bestechen, daß ihn die Oesterreicher selbst wählen sollten. Um alle anderen Bewerber auszuschließen, heirathete er die alte Margarethe, Friedrichs des Streitbaren erstgeborne Schwester, die aus ihrem Kloster in Trier herbeikam, um ihren Oesterreichern dieses Opfer zu bringen. Dann zog Ottokar mit einem großen Heere Böhmen und Oesterreicher den Polen und dem damals noch schwachen, deutschen Orden zu Hilfe gegen die Preußen und Lithauer. Aber auf der Heimkehr unterwegs in Breslau ließ er den Kern des österreichischen Adels in Ketten legen, den Ulrich von Lichtenstein nicht ausgenommen, behielt sie in Böhmen gefangen und raubte ihnen alle ihre Güter. Er wollte Alleinherr sein und mißtraute ihnen.

Ludwig und Heinrich von Bayern, deren Vater Otto einst vom Kaiser Friedrich zum Statthalter Oesterreichs ernannt worden war und die den gefährlichen Nachbarn haßten, sowie der Erzbischof Ulrich von Salzburg bildeten eine Partei gegen ihn und waren so glücklich, ihn bei Mühldorf zu schlagen, wo der Böhmen dreitausend allein durch den Einsturz der Brücke über den Inn ertranken. Um sich nicht auch im Rücken bedroht zu sehen, hatte Ottokar dem König Bela von Ungarn Steiermark abgetreten. Umsonst hatten die wackern Steyrer sich dagegen gewehrt. Bela zog heran, verwüstete Alles mit Feuer und Schwert und ließ ihrer fünfzehnhundert in der Kirche von Mödling, wohin sie sich geflüchtet hatten, verbrennen. Der ungarische Landvogt Stephan von Agram würgte nachher so grausam im Lande, daß ihn die Steyrer nach gewaltigen Anstrengungen davonjagten und er sich

kaum über die Drau durchschwimmend rettete. Aber da ihnen damals Ottokar noch nicht half, mußten sie den Stephan auf's Neue zum Vogt annehmen.

Dann begann für Ottokar eine neue glänzende Epoche, die sein Glück auf schwindelnde Höhe trieb. Die Steyrer, müde des auf ihnen lästenden Druckes, empörten sich abermals und trieben ihre Quäler aus dem Lande. Da besann sich Ottokar auf seinen Vortheil und schickte ihnen den alten österreichischen Ritter Konrad von Hardegg zu Hilfe, der am Marchflusse eine Schlacht annahm, in dieser aber fiel. Nun kam Ottokar mit seiner ganzen Macht selbst und schlug die Ungarn in einer großen Schlacht bei Kressenbrunn. Steiermark mußte ihm abgetreten werden. Es war zur Zeit der Wahl Rudolfs. Als er Margaretha verstoßen hatte, glaubten die Oesterreicher, nun sei auch das Erbrecht auf ihr Land erloschen und wollten nichts mehr von ihm wissen. Aber er ließ alle Unzufriedenen gefangen nehmen, in Ketten legen und mehrere tödten. Es wuchs seine Macht, denn auch Ulrich von Kärnthen, der kinderlos starb, setzte ihn zum Erben ein. Umsonst bekriegte ihn Ulrichs Bruder, der Patriarch Philipp von Aglar und der Erzbischof von Salzburg. Sie wurden besigt und das ganze Gebirge gehorchte den Böhmen. Hätte er nun die Kunst verstanden, die Liebe seiner Unterthanen zu gewinnen, weise zu regieren und seinen Leidenschaften Zügel anzulegen, so hätte er seinen Feinden mit Leichtigkeit widerstehen können. Aber je größer seine Macht wurde, desto mehr stieg seine Grausamkeit und sein Hochmuth und man haßte ihn in jedem der unterworfenen Länder. Dieses suchte der König Stephan von Ungarn, Belas Bruder zu benützen und drang gleichsam als Befreier von dem böhmischen Joche in Steiermark ein. Allein die Ungarn wurden dort doch noch mehr gehaßt als die Böhmen und man schlug ihn aus dem Lande. Die Ungarn wiederholten ihre Angriffe, Ottokar vergrößerte seine Tyrannei.

Dieses konnte nicht so fortgehen, wollte das ganze Land nicht eine Beute des Elends und der Noth werden. Man mußte sich um Hilfe an den Kaiser wenden.

Rudolf hatte damals einen Reichstag nach Würzburg ausgeschrieben, wohin sich auch die meisten Fürsten begeben hatten. Dorthin sandten die Steyrer ihre Abgeordneten, die Grafen Bernhardt von Wolkersdorf und Hartnid von Wildon. Der Kaiser hatte sein Auge schon lange auf Böhmen geworfen und die Vergrößerung der Macht des Königs mit Mißtrauen verfolgt. Ottokar schien gar nicht zu wissen, daß ein deutscher Kaiser jetzt vorhanden war und trat mit ihm in keine Berührung. Er hatte sich auch an der Wahl nicht betheiligt, da er heimlich die Hoffnung hegte, selbst gewählt zu werden, die aber fehlgeschlagen war.

Rudolf saß in all seinem Glanze auf dem Throne, um die Klagen seiner Unterthanen anzuhören und Recht zu sprechen. Links und rechts von ihm saßen die Kurfürsten und Herzoge des Reiches, vor ihm an einem Tische unter der Estrade die Bischöfe, diesen gegenüber die übrigen Fürsten und Herren, Trabanten und Söldner bewachten die Aus- und Eingänge. Die Verhandlungen waren öffentlich, Jeder konnte kommen und sein Recht verlangen, nachdem er seine Klage vorgebracht.

Auch die beiden Steyrer erschienen vollständig bewaffnet. Ehrerbietig nahten sie sich dem Kaiser und verlangten gehört zu werden.

„So sprecht," befahl der Kaiser, „und seid versichert, wenn Eure Sache gerecht ist, so werde ich nicht säumen, mit all' meiner Macht für Euch einzutreten."

„Wir klagen als Abgesandte des Steyerlandes den König Ottokar von Böhmen an" begann Bernhard, „daß er widerrechtlich unser Land mit Krieg überzog und uns durch die Uebermacht und Gewalt seiner Waffen bezwang. Wir klagen ihn ferner an, daß er uns unsere Rechte und Freiheiten entzog, mit Grausamkeit und Mordlust diejenigen verfolgt, die ihm darüber Vorstellungen zu machen wagen und so das Land dem Verderben Preis gibt."

„Einen der Unsern, den Ritter Seyfried von Mährenberg," fügte Hartnid bei, ließ er an einen Pferdeschweif binden, herumschleifen und zuletzt aufhängen, blos weil er krankheitshalber ihm

nicht jene Ehrfurcht erweisen konnte, die er von ihm verlangte. Eine solche That schreit um Rache zum Himmel."

Eine allgemeine Bewegung, ein drohendes Murren ließ sich unter den Anwesenden hören. Der Kaiser, hoch geröthet im Gesichte, winkte weiter zu sprechen.

„Nichts ist mehr vor ihm sicher, nichts ihm heilig," fuhr Bernhard fort, der mit Wohlgefallen beobachtet hatte, welchen Eindruck seine Worte hervorgebracht hatten.

„Er nimmt eine Burg nach der andern weg, stößt den Besitzer hilfelos in die Welt hinaus und freut sich solcher Schandthaten."

„Die Kinder der Vertriebenen behält er als Geiseln," klagte Hartnid, „und droht den Eltern, sie von den Zinnen zu schleudern, wenn sie es wagen sollten, an ihr m Eigenthume festzuhalten."

„Er hat gedroht, das ganze Land einer Wüste gleich zu machen, wenn nur einmal noch eine Klage sein Ohr erreiche und er ist bereit, sein Wort zu halten," versicherte der Graf von Wolkersdorf weiter. „Noch ein paar Jahre und die ganze Steiermark ist entvölkert, wo sonst friedliche Menschen wohnten, werden wilde Thiere ihr Lager aufschlagen. Die Burgen zerfallen, die Unterthanen wandern fort, Felder und Wiesen bleiben unbebaut und Noth und Elend herrscht überall. Das Herz blutet jedem Steyrer bei diesem grausamen Verhängniß. Wir können uns dieser Tyrannei nicht erwehren, der Krieg mit den Ungarn hat unsere Kraft erschöpft und unsere Jugend hinweggerafft. Ein solcher Kampf wäre Wahnsinn und würde unsern Untergang beschleunigen. Im Geheimen haben sich die wenigen Edlen des Landes versammelt und uns den Auftrag ertheilt, des Landes Klagen zu Euerm kaiserlichen Thron zu bringen. Ihr, der Schirmer und Schützer des Reiches werdet nicht wollen, daß ein edler, deutscher Volksstamm zu Grunde geht, denn Eure Pflicht ist es, ein Erhalter und Mehrer des Reiches zu sein. Säumt daher nicht mit Eurer Hilfe, denn ein jeder Tag ist verloren, der sie uns nicht bringt."

Er schwieg, die Schilderung des nahen Unterganges seines Vaterlandes hatte ihn zu mächtig ergriffen.

Dagegen nahm noch einmal Hartnid das Wort. „Euch deutsche Fürsten," wandte er sich an diese, „fordere ich im Angesichte Gottes und des Kaisers auf, uns getreulich beizustehen, denn wisset, bereits rüstet Ottokar zum neuen Kriege. Und wehe dem Fürsten und dem Lande, in das seine raub- und mordlustigen Schaaren einfallen, noch nach Jahrzehnten wird man die Spuren erkennen, die sie hinterlassen."

Nun erhob sich Herzog Ludwig von Bayern und rief mit seiner gewaltigen Stimme dem Kaiser und den Fürsten zu: Auch ich klage gegen Ottokar von Böhmen, daß er einen Theil meines Landes widerrechtlich besetzt hält an der Grenze und seine Horden bis tief in die Pfalz eindringen, morden, rauben, plündern und weder Kirchen noch Klöster schonen. Die Zeit der Ungarn scheint wieder gekommen zu sein! Seid ein zweiter Otto, Kaiser Rudolf und vernichtet sie, wie jene auf dem Lechfelde."

„Er hat sich der Wahl als Kurfürst des Reiches enthalten," sprach nun auch Werner, der Erzbischof von Mainz, „und Euch, Kaiser Rudolf, bis jetzt nicht anerkannt. Böhmen ist aber ein Reichslehen und daher besitzt er das Land widerrechtlich, weil er es nicht aus Eurer kaiserlichen Hand empfangen."

„Er spottet über die Kurfürsten des Reiches," versicherte der Erzbischof von Köln „und hat erklärt, daß es bald nur mehr einen solchen gäbe, den König von Böhmen. Das glaube ich, ist deutlich genug gesprochen."

„Oesterreich, Steiermark und Kärnthen besitzt er durch die Gewalt der Waffen und sein Glück, sie müssen ihm wieder genommen und ihren rechtmäßigen Erben und Fürsten zurückgegeben werden," forderte der Erzbischof von Salzburg.

Aller Augen waren nun auf den Kaiser gerichtet, als sich dieser erhob. Die Zornesader an seiner Schläfe war mächtig angeschwollen, man wußte, was dieses zu bedeuten hatte.

„Ich habe die Klagen vernommen," sprach dann Rudolf „und sie meinem Gedächtnisse wohl eingeprägt. Urtheil zu sprechen ist

mir jetzt nicht möglich, da Ottokar nicht anwesend und ich ungehört keinen verdammen werde. Doch ich selbst müßte gegen ihn klagen, weil er des Kaisers Majestät verachtet und dahin strebt, sich von dem Reiche unabhängig zu machen. Aber er stört auch den Frieden, den ich gelobt, wieder herzustellen und aufrecht zu erhalten, und darauf ich schwere Strafe gesetzt habe. Ihr edlen Grafen aus der treuen Steyermark, geht beruhigt nach Hause und verkündet den Euren, die Tage der Leiden seien gezählt, des Kaisers Arm ruhe schützend über dem Lande und bald werde dort wieder Recht und Gerechtigkeit regieren."

„Habt dessen Dank des ganzen Landes," betheuerte Bernhard von Wolkersdorf „und seid versichert, daß in Liebe und Treue die Herzen aller Steyrer Euch entgegenschlagen."

„Euch, Burggraf Friedrich von Nürnberg," wandte sich Rudolf dann an diesen, „sende ich als meinen Abgesandten nach Prag zu Ottokar. Verlangt von ihm in meinem Namen, daß er die widerrechtlich in Besitz genommenen und eroberten Länder als verfallene Lehen des Reiches an mich herausgebe, mir die Huldigung leiste und Böhmen und Mähren aus meiner Hand empfange. Sagt ihm, wenn er sich weigern sollte, Rudolf von Habsburg, der erwählte Kaiser, sei gewohnt, seine Befehle nie zum zweitenmale zu wiederholen und er besitze die Mittel und die Macht, ungehorsame Fürsten zur Nachgiebigkeit zu zwingen."

Allgemeiner Jubel begleitete diese Worte. Dann sah Rudolf im Kreise umher und fragte: „Wenn es so weit kommen sollte, edle Fürsten und Herren, darf ich mich Eurer Hilfe versichert halten?"

„Bis in den Tod!" riefen die Meisten.

„Mit Gut und Blut stehen wir unserm Kaiser zur Seite!" gelobten die Andern.

„Thut nun, wie ich Euch befohlen," sprach dann Rudolf zu dem Burggrafen „und sagt dem stolzen Böhmen, was Ihr soeben aus dem Munde der Fürsten vernommen."

Eine Woche später befand sich Friedrich auf dem Wege nach Prag. Eine ansehnliche Schaar von Rittern umgab ihn, denn der

Kaiser hatte befohlen, daß er als sein Abgesandter mit all der Würde vor dem Böhmenkönig erscheine, die seiner Macht entspräche.

Das Gerücht von dieser Sendung war Friedrich nach Prag vorausgeeilt und hatte bei Ottokar keine angenehmen Gefühle erregt. Er war sich seiner Schuld wohl bewußt und überlegte, daß er mit Gewalt der Waffen wohl wenig auszurichten vermöge, mit Schlauheit und Verstellung desto mehr. Andere Gesinnungen aber hegte seine Gemahlin. Sie forderte ihn auf, seine Rechte mannhaft zu schützen und dem Gesandten es offen in das Gesicht zu sagen, daß der Böhmenkönig keinen andern Fürsten über sich anerkenne als Gott und von Niemand Befehle empfange.

Friedrich wurde zwar an dem königlichen Hofe mit den ihm gebührenden Ehren empfangen, doch bald bemerkte er, daß man suche, ihm den Aufenthalt zu verbittern, um ihn zu vermögen, Prag unverrichteter Sache wieder zu verlassen.

Allein Friedrich war nicht der Mann, der sich durch solche Winkelzuge einschüchtern oder aus der Fassung bringen ließ. Eine Woche wartete er geduldig, als aber seine Mahnungen wieder erfolglos blieben, betrat er um die Mittagsstunde das Gemach des Kanzlers Wilzeck, der nicht wenig von diesem unerwarteten Besuche überrascht war.

„Was mich zu Euch, Kanzler, führt und zwar ohne Anfrage, dürfte Euch wohl bekannt sein,“ begann ohne weitere Ceremonien Friedrich. „Es ist so deutsche Art mit Leuten zu verkehren, die man zum Reden zwingen muß und da ich Eure Sitte nicht kenne, so nehmt mit der deutschen vorlieb. Glaubt Ihr vielleicht, ich will noch länger an diesem Hofe weilen, ohne meinen Auftrag erfüllen zu können. Erwartet das nicht, aber ich weiß dagegen Mittel und Wege, daß er doch zu des Königs Ohr dringt, zu gleicher Zeit aber auch das ganze Land davon erfährt.“

„Der König, mein Gebieter, wird Euch in Gnaden empfangen, sobald er mit den Berathungen zu Ende, die deßhalb geführt werden,“ antwortete der Kanzler ausweichend.

„Möchte wissen, was es da jetzt zu berathen gibt,“ gab ihm der Burggraf kurz zurück, „ehe Ihr meine Botschaft vernommen.

Dann freilich werdet Ihr stundenlang beisammen sitzen und gut für Euch, wenn Ihr das Rechte findet. Also kurz und gut, meldet dem Könige, Euerm Herrn, daß ich nicht länger gesonnen bin zu warten, und wenn der morgige Tag vergebens verstrichen, ich das thue, was ich für nöthig erachte."

Damit kehrte er dem Kanzler den Rücken und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er davon. Wilzeck hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als Ottokar hievon Bericht zu erstatten und wohl oder übel mußte der ungestüme Deutsche am andern Tage gehört werden.

Der König hatte alle Pracht entfaltet, die ihm möglich war. Die ganze Burg wimmelte von den Edlen des Landes in ihren phantastischen Aufzügen, doch befanden sich keine Deutschen darunter. Der Saal war mit grell rothen Tüchern ausgeschlagen und mit erbeuteten Waffen und den Wappen jener Länder geschmückt, die der König sich unterworfen. Auf erhöhten, goldenen Stühlen saßen Ottokar und seine Gemahlin, umgeben von den Würdeträgern des Landes und beschützt von den Trabanten, die mit gezogenen Schwertern an den Wänden standen. Mit nicht besonders freundlichen Mienen wurde der Burggraf empfangen, denn es war vorauszusehen, daß seine Botschaft keine angenehme war. Und dieses sah man auch, als Friedrich seine Rede beendet hatte. Ottokar blickte finster, seine Gemahlin lächelte höhnisch, während die übrigen Anwesenden ein unwilliges Gemurmel nicht unterdrücken konnten.

Stolz stand der Burggraf in der Mitte seiner Ritter und erwartete des Königs Antwort.

„Eure Worte haben an Klarheit nichts zu wünschen übrig gelassen," sprach nun der König langsam unter der gespannten Aufmerksamkeit der Böhmen, Mähren und Ungarn. „Eben so deutlich und kurz soll meine Antwort sein. Sagt dem Kaiser, daß der König von Böhmen an Macht und Ansehen ihm gleich und die Zeit nie mehr kommen werde, wo Böhmen und Mähren vom deutschen Reiche abhängig sein werden. Ja, ich hoffe, daß der größere Theil desselben in wenigen Jahren mir gehorchen werde. Nur ein Feigling wird solche Länder wie Oesterreich,

Steyermark und Kärnten nach Schwaben senden. Rudolf möge sie sich selbst holen."

Die Böhmen stimmten über diese Antwort ein wahrhaftes Freudengebrüll an, zogen ihre Schwerter und schwangen sie trotzig in der Luft. Das Ziel war erreicht, noch am nämlichen Abende verließ Friedrich Prag.

Als dem Kaiser, der sich damals in Ulm aufhielt, wohin er von Würzburg gezogen, diese Worte hinterbracht wurden, sprach er nichts, als: „Ich werde sie holen und noch etwas dazu."

Das Erste, was nun geschah, war die Achterklärung. Dann sah sich der Kaiser um Verbündete um, mahnte die Fürsten an ihr gegebenes Wort und rüstete sich zum Kriege. Der Herzog Heinrich von Bayern neigte sich auf Ottokars Seite. Mit diesem ließ er nun gleich Unterhandlungen anknüpfen, um ihn von einem böhmischen Bündnisse abzuziehen und dieses gelang auch durch das Versprechen, des Kai ers Tochter Katharina dem Sohne des Herzogs zum Weibe geben zu wollen. Dann verband sich Rudolf mit dem Könige Stephan von Ungarn, der schon lange auf eine Gelegenheit lauerte, sich an diesem Todfeinde zu rächen. Graf Meinhard von Tyrol stellte Hilfstruppen, ebenso Herzog Ludwig von Bayern und der Erzbischof von Salzburg. Die übrigen Fürsten sandten theils Truppen, theils Geld, woran es dem Kaiser besonders gebrach. Ottokar hatte als Verbündete blos den Grafen Eberhard von Württemberg, den Markgrafen von Baden nnd einige wenige Edle, der Abfall des Bayernherzogs durchkreuzte bitter seine Pläne.

Der Kaiser rückte rasch vor und die Steyermark und Krain wurden schnell unterworfen. Nun zog der Kaiser nach Wien, um von dort in Böhmen einzufallen.

Ottokar bereute nun, den Rath seiner Gemahlin befolgt zu haben und einsehend, daß er auf gütlichem Wege mehr erreiche, begann er zu unterhandeln, so schwer ihm dieses auch ankam. Vor allen Dingen verlangte Rudolf, ehe er die Acht zurücknahm, die Abtretung Oesterreichs, Steyermarks und Kärnthens. Der Böhmenkönig gab nach. Dann verlangte er dessen Erscheinen im Lager vor Wien, um Böhmen und Mähren als Lehen aus seiner Hand

zu empfangen. Mit schwerem Herzen entschloß sich Ottokar dazu. Mit einem glänzenden Gefolge und in überladenem, königlichen Schmucke kam er nach Wien. Der Tag des Empfanges und seine Belehnung war noch nicht bestimmt, er mußte sich daher in Geduld fügen und warten. Endlich wurde ihm hierüber Nachricht mitgetheilt und er ritt mit all seinen Böhmen und Mähren in das kaiserliche Lager. Vor des Kaisers Zelt stand ein hölzerner Feldstuhl, auf dem Rudolf saß. Dieser trug ein einfaches Reiterwamms, der König strotzte von Gold und Silber.

Kurz war die Begrüßung, als Ottokar vom Pferde gestiegen war.

„Hättet Ihr früher ein Einsehen gehabt," erwiderte ihm Rudolf auf seine Bitte der Belehnung, „so wäre Euch dieses erspart geblieben. Ich habe geholt, was Ihr gewünscht, aber merkt Euch, von dem Hause Habsburg werden sich diese Länder nie mehr trennen."

Als alle Fürsten versammelt und das ganze Heer in Schlachtordnung aufgestellt war, begann die feierliche Belehnung. Der stolze Ottokar mußte vor Dem knien, über den er sich erhaben glaubte und mußte dazu noch feierlich geloben, alle Länder außer Böhmen und Mähren, dem Reiche zurückzugeben.

Als er aber voll Reue und Zorn nach Prag zurückgekehrt war, wartete seiner eine neue Demüthigung. Er hatte erwartet, seine Gemahlin werde ihn wie sonst empfangen, sie wandte sich mit Abscheu von ihm ab.

„Ich habe geglaubt, einem Könige meine Hand gereicht zu haben," erwiderte sie ihm auf seinen Vorwurf, „aber ich sehe, daß ich mich getäuscht habe."

„Konnte ich gegen die Macht des Verhängnisses kämpfen?" brauste Ottokar auf. „Ich wollte, ich hätte nie Deinem Rathe gefolgt, dann wären die schönen Länder noch in meinem Besitze. Ich habe gezwungen gehandelt."

„Der König hat vor einem Grafen sein Knie gebeugt," fuhr sie in ihrem Grolle fort. „Ich bin nur ein Weib, aber eher hätte ich mich in mein Schwert gestürzt."

„Du glaubst vielleicht, ich denke nicht an Rache?" antwortete

er. „Ich sehne die Zeit mit Sehnsucht herbei, wo die Rollen getauscht werden."

„Ein König wartet nicht," gab sie zurück „Oder mußt Du von der Zukunft eine Ursache erwarten? Du wirst sie zu jeder Stunde finden, wenn Dir daran liegt."

„Und dann wirst Du zufrieden sein?"

„Ja, aber nur dann, wenn ich Böhmens Schaaren zum Kampfe ausziehen sehen werde," antwortete sie. „Früher soll die Krone nicht mehr mein Haupt berühren."

Stolz entfernte sie sich und begab sich in ihre Gemächer zurück. Von diesem Tage an war sie für ihn nicht mehr sichtbar.

Mit aller Macht rüstete nun Ottokar auf das Neue. Was Böhmen und Mähren an waffentüchtigen Männern besaß, wurde aufgeboten. Doch sah er, daß das Glück ihn jetzt verlassen hatte. Wo er Verbündete suchte, wurde ihm eine abschlägige Antwort zu Theil und so war er auf sich allein angewiesen. Daß es ein Kampf um Krone und Leben werde, wußte er und darnach traf er auch seine Vorkehrungen.

Aber es that nun auch noth, daß der Kaiser an die Vermehrung der Macht seines Hauses dachte. Als Kaiser ohne eigenes Hausgut war er nur ein Schattenkaiser. Den an Besitzthümern reichen Fürsten konnte nur der Träger der Krone mit Nachdruck begegnen, wenn dieser selbst reich war an Ländern. Das sah Rudolf ein und sein Streben, die kaiserliche Hausmacht zu vergrößern, war nicht bloßer Eigennutz. Oesterreich und Steyermark waren jetzt sein, aber er setzte jetzt noch den Pfalzgrafen Ludwig von Bayern zum Verweser darüber, Kärnthen übertrug er dem Grafen Meinhard. Zu Allem aber und besonders zum Kriegführen bedarf man Geld. Die geheimen Rüstungen Ottokars wurden ihm hinterbracht, also durfte er nicht säumen und zurückbleiben. Eine neue Steuer, die er ausschrieb, wollte nicht gefallen und erregte Unzufriedenheit im Lande, die Ottokar trefflich zu schüren verstand.

Rudolf blieb dieses Alles nicht verborgen, allein er vertraute auf sich und seine gute Sache und ging unbeirrt seiner Wege.

Der Erfolg, wußte er, werde schnell eine andere Meinung hervorbringen. Drei seiner Töchter waren schon vermählt. Mechtild mit dem Herzog Ludwig von Bayern, Hedwig mit Otto von Brandenburg und Agnes mit dem Herzog Albrecht von Sachsen. So hatte er an seinen Schwiegersöhnen einen starken Hinterhalt, die ihn in der Zeit der Noth nicht verlassen konnten.

Trotz all dieser großen Aufgaben und dieser aufreibenden Thätigkeit ließ er die Schweiz nicht aus den Augen, denn er wußte wohl, was er an den kräftigen, Freiheit liebenden Männern für eine Stütze hatte. So beschützte er besonders die Stadt Zürich und verlieh ihr neue Privilegien. Er gab ihr das große Gesetz, ohne welches weder Gesetze noch Sitten das Gepräge der Einheit erlangen konnten, vor keinem fremden Richter oder nach andern als ihren Gesetzen zu antworten. Luzern erhielt von ihm die nämlichen Freiheiten, wie Bern sie besaß und gewährte ihnen, daß die Räthe und Bürger reichslehenmäßig sein sollten. Den Schwytzern versicherte er mit dem Ausdrucke seines Wohlwollens: „er wolle sie als werthe Söhne zu des Reiches besondersten Diensten in unveräußerlicher Unmittelbarkeit bewahren.“ Diese Zutheilung von Rechten hielt er für das beste Mittel zur Erweckung allgemeiner Liebe. Auch seine eigenen Unterthanen suchte er zu heben und ihren Wohlstand zu mehren. Besonders war ihm daran gelegen, das Ansehen der Geistlichkeit zu erhöhen und die Klöster in ihrem Besitzthum zu erhalten. Da er die Erhaltung der Ehre geistlicher Personen wegen des Nutzens ihres Ansehens für Staatspflicht hielt, wollte er sie überall frei und in Ehren wissen, auf der andern Seite gestattete er doch nie, daß der persönliche Vorzug zum Schaden des Landvolks Steuerfreiheit auf ihre Güter bringe, denn darin zeigte sich sein vortrefflicher Sinn, daß er nie einem Land weder allzu gnädig noch ungünstig war.

Was Ottokar beabsichtigte, trat immer klarer zu Tage und deßhalb überraschte es auch Rudolf nicht, als ihm die Kunde kam, der Böhmenkönig sei bereit, mit seinem Heere aufzubrechen. In und um Wien hatte Rudolf seine Truppen gesammelt. Alle Fürsten des Reiches hatten ihm ihre Beihilfe geleistet, von Ungarn waren

ihm zwanzigtausend Mann zu Hilfe gekommen. Da kam die Nachricht im Lager an, auch die Schweizer hätten ihn nicht vergessen, und seien mit einer Anzahl tapferer Mannen nicht mehr weit von Wien entfernt. Dieses erfüllte des Kaisers Herz mit solcher Freunde, daß er sogleich sein Roß satteln ließ, um den alten Freunden entgegenzueilen.

Als er ein paar Stunden Wien hinter sich hatte, sah er die Haufen im Anmarsche und als er näher kam, fand er zu seiner größten Ueberraschung den Bischof Heinrich von Basel trotz seines hohen Alters an der Spitze reiten, seinen unvermeidlichen Knotenstock in der Hand, weßhalb er von seinen Landsleuten „der Knoderer" genannt wurde.

„Ihr selbst kommt, mir beizustehen," rief ihm Rudolf entgegen, „in Eurem Alter gönnt Ihr Euch keine Ruhe. Tief rührt mich das, nehmt mein Wort zum Pfande."

„Ich habe es für meine Pflicht gehalten," antwortete der Bischof, „die tapferen Männer der Schweiz Euch selbst zuzuführen. Es wird wohl das Letztemal sein, daß ich mich in das Gewühl der Schlacht menge, denn bei Gott, ich fühle es, meine Knochen sind mürbe geworden bei dem langen Ritte hieher."

Mit Jubel wurde der Kaiser von den Schweizern begrüßt, der Anführer der Züricher, Jakob Müller, der ihm einstmals in einer Schlacht das Leben gerettet und von Rudolf für seine Heldenthat zum Ritter geschlagen wurde, führte hundert Mann Züricher an. Der Bischof die gleiche Anzahl von Basel, die übrigen fünfhundert waren aus verschiedenen Städten und Ortschaften.

„Mein tapferer Müller fehlt niemals, wenn es Ruhm und Ehre zum erwerben gibt," sprach der Kaiser zu diesem. „Habt Dank, Ihr Männer aus der Heimath, ich wußte es ja, daß Ihr bei dem blutigem Strauße nicht fehlen werdet."

„Wo Rudolf von Habsburg ist, wollen auch wir Schweizer sein," erwiderte Müller mit Stolz. „Die Böhmen wissen noch nicht, wie scharf unsere Schwerter geschliffen, wir wollen es sie fühlen lassen."

„Ihr sollt am Tage des Kampfes in meiner unmittelbaren

Nähe sein," versicherte Rudolph. „Das ganze Heer soll sehen, wie Schweizer zu kämpfen verstehen."

„Und auch zu sterben," versicherte Müller. „Wir fürchten den Tod nicht.

Ein neuer Freudenjubel brach bei diesen Worten los. „Siegen oder sterben!" riefen Alle begeistert.

An der Seite des Bischofs von Basel ritt nun Rudolf dem Lager zu, wo die Ankommenden mit Freude empfangen und bewirthet wurden.

Das Heer des Böhmenkönigs war schon weit von Prag entfernt, als endlich Ottokar sich aufmachte, um demselben nachzueilen. Das Erstemal seit seiner Zurückkunft von Wien sah er wieder seine Gemahlin vor sich, die gekommen war, von ihm Abschied zu nehmen.

„Du hast Dein Wort erfüllt und damit ist meine Achtung zurückgekehrt," sprach sie zu ihm und reichte ihm die Hand. „Nun leb wohl! Kehre als Sieger zurück, dann bin ich ganz wieder Dein Weib oder nie mehr. Nicht mit Böhmens und Mährens Krone allein will ich Dich wieder geschmückt sehen. Auch die verlorenen bringe wieder zurück und in Kurzem wird dann die Kaiserkrone auf Deinem Haupte glänzen."

„Leb wohl," erwiderte ihr Ottokar. „Sieg oder Untergang," habe ich auf meine Fahnen geschrieben. Ich will an Stolz mich von Dir nicht überragen lassen."

Sein Untergang aber war schon besiegelt, ehe er die Mauern Prags verließ.

Den Oberbefehl des Heeres hatte er wieder dem tapfern Grafen Milota von Dietiez übertragen, der das böhmische Heer so oft zum Siege geführt hatte. Auf dessen Treue und Ergebenheit rechnete der König, allein er hatte vergessen, daß er ein Jahr zuvor den Bruder Milota's ohne alle und jede Schuld hatte in den Kerker werfen und hinrichten lassen, blos deßhalb, um seine reichen Besitzungen an sich ziehen zu können.

Milota aber hatte furchtbare Rache an dem Könige zu nehmen gelobt, wenn die Zeit gekommen, und diese war jetzt da.

Neben dem Feldherrn ritt ein junger Mann, der Sohn des Ermordeten. Zärtlich betrachtete ihn oft der ältere Begleiter, war doch Wenzeslaus ganz das Ebenbild seines Vaters. Die Brüder waren innig verbunden gewesen, um so tiefer hatte sich die grausame That in das Herz des Ueberlebenden eingegraben. Bei jedem Blicke aber, den er auf den Jüngling warf, erneute sich das Gefühl der Rache.

„Du hattest Deinen edlen Vater von Herzen lieb?“ fragte Milota. „Ruhte er nicht im kühlen Grabe, sicher ritte er jetzt statt meiner an Deiner Seite.“

„Wie kommst Du jetzt zu dieser Frage?“ erwiderte ihm Wenzeslaus. „Ob ich ihn liebte? Mit allen Fasern meines Herzens hing ich an ihm und nie werde ich vergessen, auf welch grausame Weise er mir entrissen wurde.„

„Dachtest Du nie daran, den unschuldig Gemordeten zu rächen?“ forschte der Feldherr.

„Jede Stunde,“ war die rasche Antwort. „Ich hasse den König, wie vielleicht noch kein Mensch seinen Feind gehaßt. Wäre es ein Edler des Landes, schon längst wäre er oder ich aus dieser Welt verschwunden. Aber an dem Könige scheitert mein Willen, mit Königsblut will ich mein Schwert nicht beflecken.“

„Wenn man Dir aber Gelegenheit gäbe, auf andere Weise dem Verbrecher zu schaden, würdest Du hiezu willig die Hand bieten?“ war die weitere Frage. „Wisse, daß ich bereit bin, den Bruder zu rächen, wenn der Sohn gleichen Sinnes ist!“

„Alles bin ich bereit zu thun, nur nicht selbst Hand an den König zu legen,“ war die Versicherung des Jünglings. „Fordere von mir sonst was Du willst, und ich bin bereit.“

„Schwörst Du mir dieses?“

„Bei dem Andenken meines Vaters,“ war die feierliche Antwort, „bei dem lebendigen Gotte, der im Himmel thront!“

„So höre nun,“ begann der Feldherr, nachdem er sein Pferd näher an das des Jünglings gedrängt hatte, in flüsterndem Tone: „An jenem Tage, als ich die Kunde vernahm, daß das Haupt Deines Vaters auf Befehl des Königs gefallen, weinte und klagte

ich nicht, kein einziger Ton des Schmerzes kam über meine Lippen, aber meine Hand erhob ich zum Himmel und schwur dem Mörder Rache, wenn die Stunde dazu gekommen. Auch bei mir schützte die Königskrone sein Leben, das er zwar hundertfach verwirkt hätte. Das weiß der Grausame, darum hält er in seinem Blutdurste auch nicht inne. Doch ich waffnete mich mit Geduld, denn klar stand vor meinen Augen der Zeitpunkt, der ihn der Vernichtung Preis gibt. Die nächsten Tage bringen die Erfüllung. Nicht umsonst heuchelte ich Treue und Ergebenheit gegen seine Person, ich mußte es thun, um jedes Mißtrauen aus seiner Brust zu verbannen und daß mir dieses gelungen, beweist, daß ich wieder an der Spitze dieses Heeres stehe. Früher bot ich alle meine Kraft auf, um des Königs Waffen den Sieg zu sichern, diesesmal aber, um seinen Untergang herbeizuführen."

„Was verlangst Du von mir? Ich gehorche!" betheuerte Wenzeslaus.

„Am Abende vor der Schlacht werde ich Dir den Plan derselben übergeben," fuhr Milota fort. „Unter dem Dunkel der Nacht begiebst Du dich in das kaiserliche Lager und verlangst noch zur Stunde den Kaiser zu sprechen. Ein Schreiben von mir wird ihm das Weitere kund geben. Dann bleibst Du dort, bis Alles vorüber, weiter verlange ich von Dir nichts. Entweder ist Ottokar todt oder ein Flüchtling, in beiden Fällen haben wir nichts mehr von ihm zu fürchten."

„Ich werde es ausführen," gelobte der Jüngling und reichte seinem Begleiter die Hand.

„Das habe ich von Dir erwartet," war die Antwort. „Nun aber kein Wort mehr davon."

Sie ritten wieder zu dem Heere zurück, das unaufhaltsam seinen Weg fortsetzte, glühend vor Begierde, mit den verhaßten Deutschen kämpfen zu können.

Zu gleicher Zeit, als die beiden Böhmen dieses verabredeten, wurde auch im deutschen Lager der Tod Ottokars beschworen. Vor ihrem Zelte, umgeben von einigen steyerischen Rittern, standen die beiden Grafen von Mehrenberg und Jener von Emerberg. Des

Vaters des Erstern hatte Ottokar an den Schweif eines Pferdes gebunden, wie in Würzburg dem Kaiser geklagt wurde, Emerberg war der Schwiegersohn des zu Tode geschleiften und war daher von den gleichen Gefühlen beseelt wie der Sohn. Sie hatten diesen Kampf schon lange mit Sehnsucht erwartet, um endlich ihren Schwur vollführen zu können, der dahin ging, daß Ottokar nicht lebend das Schlachtfeld verlassen dürfe und von ihrer Hand fallen müsse.

„Ich fürchtete schon, daß der König nicht erscheinen werde," sprach Graf Mehrenburg zu seinem Schwager. „Allein meine Furcht war unbegründet, denn wie mir der Kaiser versicherte, ist er bei seinem Heere angekommen und rückt nun mit demselben in Eilmärschen heran."

„Desto schneller geht er seinem Schicksale entgegen," versicherte Graf Emerberg. „Was wir gelobt, werden wir getreulich halten und wenn er sich in den Mittelpunkt der Erde verkriechen würde, ich wüßte ihn zu finden."

„Wenn Tausende ihn umgeben, unsere und der Freunde Schwerter werden sich Bahn zu ihm brechen," betheuerte Graf Mehrenberg", und mit einem Jubelruf werde ich es ihm in die Brust stoßen."

„Seid ihr bereit, uns dabei zu unterstützen," wandte sich Emerberg an die Umstehenden. „Es ist eine gefahrvolle That und Keiner darf des eigenen Lebens achten. Wer von Euch daher sich zurückziehen will, erkläre es jetzt, wir wollen ihm darüber nicht zürnen."

Aber Keiner machte von diesem Anerbieten Gebrauch, sie alle gelobten den Rächern ihren Beistand und hofften, daß die kühne That gelingen werde.

Einige Stunden von Wien entfernt dehnt sich das Marchfeld aus, das von dem Weidenbache durchflossen wird. Hier stießen die Böhmen auf des Kaisers Heer und lagerten sich diesem gegenüber. Noch am nämlichen Tage berief Ottokar seinen Kriegsrath zusammen, um mit diesem die zu liefernde Schlacht festzustellen. Er wollte so schnell wie möglich den Kaiser geschlagen und ge-

demüthigt wissen, um dann die Eroberung der ihm abgenommenen Länder beginnen zu können. Die Bedächtigeren seiner Anführer riethen aber davon ab, indem das weite Blachfeld den Böhmen keine Vortheile bot und sie leicht von der ungarischen Reiterei überflügelt und im Rücken angegriffen werden könnten. Auch war die Sonne gegen sie und erhob sich nur ein wenig ein ungünstiger Wind, so trieb er ihnen dazu den Staub in das Gesicht. Dagegen waren der König und besonders Milota, der hervorhob, daß der Kaiser sein Heer noch nicht vollständig gesammelt habe, also im Verhältniß zu den Böhmen schwach sei, um einen erfolgreichen Widerstand leisten zu können. Warte man aber noch länger, so könne es leicht sein, daß die Uebermacht auf Seite der Gegner sei und dadurch der Sieg erschwert werde. Dieses drang durch und so wurde die Schlacht auf den kommenden Tag festgesetzt, wozu Milota schon alle Vorbereitungen getroffen hatte.

Als es Nacht geworden, trat Wenzeslaus in das Zelt des Oheims, der ihn mit Ungeduld erwartete.

„Bist Du bereit?" fragte Milota den Jüngling.

„Ich bin es!" gab dieser zur Antwort.

„Dann sage dem Kaiser, ich hätte Ottokar vermocht, seine glänzende Rüstung anzulegen, damit er allen weithin erkenntlich sei. Nun gehe mit Gott und räche deinen Vater!"

Er übergab ihm ein Schreiben, umarmte ihn noch einmal und bald darauf war der Hufschlag des davon eilenden Pferdes nicht mehr hörbar.

Rudolf war betroffen, als noch in später Nachtstunde ein Bote aus dem feindlichen Lager zu ihm geführt wurde und betrachtete Wenzeslaus mit mißtrauischen Blicken. Als ihm dieser jedoch erzählte, aus welchem Grunde er vor ihm erscheine und ihm das Schreibes des böhmischen Feldherrn übergab, verschwand jeder Zweifel, als er dasselbe durchgelesen hatte.

„Solche Rache habe ich nicht zu fürchten," sprach er dann, „mit Wissen und Willen wird keinem meiner Unterthanen ein Leid zugeführt."

In dem eigenen Zelte mußte der Böhme sein Lager aufschlagen

und für alle Bedürfnisse desselben wurde reichlich Sorge getragen.

So brach der Morgen des 26. August 1278 an. Es schien ein heißer Tag auch in der Natur werden zu wollen, denn kein Wölkchen war am Himmel zu sehen, kein Lüftchen rührte sich, in vollem Glanze stieg die Sonne empor.

Die beiden Heere stellten sich in Schlachtordnung auf. Ottokar und Milota hatten die Böhmen und Mähren in drei Heerhaufen getheilt, die aber nicht gleich stark waren. Den mittleren, welchen der König selbst befehligte, hatte sein Feldherr absichtlich verringert und den größten Theil der Reiterei im Rücken des Heeres, statt an den beiden Flügeln aufgestellt. Der Kaiser hatte vier Heerhaufen gebildet, den rechten und linken Flügel durch die ungarischen Reiter gedeckt. Die beiden mittleren Heerhaufen bestanden aus den Oesterreichern, Steyern und Schweizern unter dem Befehle des Kaisers selbst. Rechts davon kamen die Ungarn und Kärnter und links die Bayern und übrigen Deutschen. Markgraf Heinrich von Hochberg trug in der Mitte den Reichsadler, Oesterreichs Banner, der hundert Jahre alte Landrichter Otto von Haslau, Rudolfs Sohn Albrecht die weiße Rennfahne mit rothem Kreuze, Peter von Mülinen den Löwen von Habsburg.

Die Züricher bildeten die Vorhut. Als sie an dem Kaiser vorüberzogen, sagte dieser zum Herzog Ludwig von Bayern: „Schaut auf sie, denn noch nie sah ich einen Züricher den Fuß hinter sich setzen.“

Die Schlacht begann um die achte Morgenstunde. Der Bischof von Basel war einer der Ersten, der gegen den Feind ansprengte unter dem Rufe: „Sankt Maria, Mutter und Maid, all unsere Noth sei Dir geklagt!“

Rudolf, der wohl wußte, daß auf Seite der Böhmen deren Mitteltreffen am schwächsten war, richtete auf dieses seinen Hauptstoß. Aber die Böhmen, welche dieses bildeten, kämpften mit einem wahren Löwenmuthe und hielten den Anprall der deutschen Reiter tapfer aus. Bald war die Schlacht allgemein und man hörte nichts mehr als die wuchtigen Schwerthiebe und Kolbenschläge, das Zersprengen der Panzer und Helme, den vernichtenden

Hufschlag der Pferde, das Geschrei der Kämpfenden und die Seufzer der Verwundeten und Sterbenden.

So wogte der Kampf schon eine Stunde hin und her, ohne daß sich eine Entscheidung bemerkbar machte. Leichen thürmten sich auf Leichen. Da raste plötzlich ein Pole heran, Herbard von Füllenstein, eine athletische Gestalt und gerade auf den Kaiser zu, der sich mit seinen Schweizern mitten im wildesten Kampfgewühle befand. Aber ehe es sich der Pole versah, war Rudolf auf ihn eingedrungen und hatte ihm das Schwert in den Hals gestoßen, daß er, ohne einen Laut mehr auszustoßen, niedersank. Aber kaum war er von dieser Gefahr befreit, so war ihm von der Seite ein thüringischer Ritter genaht und hatte dem Kaiser das Roß niedergestoßen, daß es sich überschlug und den Kaiser von sich warf. Von dem Falle fast betäubt raffte er sich doch wieder auf und deckte sich mit seinem Schilde gegen die wüthenden Angriffe des Thüringers. Die Noth war groß und der tapfere Held dem Erliegen nahe. Da gewahrte der Schweizer Heinrich Walter von Ramschwag die Gefahr und wie ein Pfeil schoß er auf den Thüringer, der nun sich gegen den neuen Angreifer wenden mußte.

„Schäme Dich, du ein Deutscher, Deinen Kaiser zu morden!" rief ihm Walter zu.

„Er ist mein Feind, im offenem Kampfe stand ich ihm gegenüber," schallte es aus dem geschlossenem Visier zurück. Hart gestaltete sich der Kampf zwischen den Beiden, die Schwerter sprühten Funken. Da kam Ulrich von Kapellen herbei, der dem Kaiser ein lediges Pferd zugeführt und stach den Ritter nieder.

Unterdessen wogte der Kampf hin und her, bald neigte sich den Böhmen, bald den Deutschen der Sieg. Ottokar in seiner goldenen Rüstung war überall sichtbar, wo der Kampf am ärgsten tobte, war er im dichtesten Gewühle. Galt es doch Kronen wieder zu gewinnen, um sie der Königin zu Füßen legen zu können.

Nun ritt Ulrich an die Schweizer heran. „Seht ihr dort die Leibschaar des Böhmen-Königs," rief er ihnen zu. „Ist diese vernichtet, ist auch der Kampf gewonnen. Wem ein tapferes Herz in der Brust schlägt, der folge mir nach"

Ein mächtiges Hurrah war die Antwort. Kein Schweizer blieb zurück. Das Schwert Ulrichs wüthete furchtbar unter diesen, nicht minder das seiner Freunde. Einem solchen Angriffe konnten auch die Tapfersten nicht widerstehen. Von der Leibwache sank einer nach dem andern dahin, zugleich ertönte im Rücken der Böhmen jubelndes Siegesgeschrei. Den ungarischen Reitern war es gelungen, den rechten Flügel Ottokars zu umgehen, gräßlich mähten ihre kurzen Schwerter in den Reihen der Böhmen.

Das entschied. Die Flucht der Böhmen wurde allgemein. Als der Markgraf Heinrich von Hochberg dies gewahrte, schwang er jubelnd den Reichsadler und rief dem Kaiser zu: „Sie fliehen.“ Mächtiger drangen die Deutschen nun vorwärts. Ottokar war bemüht, die Seinen wieder zum Stehen zu bringen, allein alle Mühe, alles Bitten war vergebens.

Die beiden Steyrer Ritter hatten schon während der Schlacht gesucht, an Ottokar heranzukommen, allein dieses war vergebens. Jetzt aber erspähten sie eine günstige Gelegenheit und wie die Furien rasten sie auf ihn zu. Sie bahnten sich einen Weg zu ihm, bestürzt wich Alles vor ihnen zurück, wie die Racheengel standen sie vor dem Könige.

„Laß mir ihn,“ rief Mehrenberg seinem Begleiter zu, „dem Sohne gebührt es, den Vater an dem Mörder zu rächen!“

Emerberg hielt sich mit den Steyrern zurück, um nur im Nothfalle dem Freunde zu Hilfe zu kommen.

„Steh Mörder und vertheidige Dein elendes Leben,“ rief ihm der Ritter zu.

„Wer bist Du?“ fragte Ottokar entgegen.

„Der Rächer des Grafen Mehrenberg, sein Sohn,“ war die Antwort.

Ein wüthendes Ringen entspann sich nun zwischen den Beiden. Haß und Verzweiflung standen einander gegenüber und hielten lange den Kampf auf gleicher Waagschale. Beide waren verwundet, ein Streich, mit aller Wucht geführt, traf das Haupt Ottokars. Er sank vom Pferde, aus tiefer Wunde drang ein Blutstrom hervor.

„Schont mein Leben,“ bat der König mit schwacher Stimme, „ich will es Euch mit Gold aufwiegen.“

„Du kanntest auch kein Mitleid, als mein Vater zu Tode geschleift wurde,“ schrie ihm Mehrenberg zu. „Fahr zur Hölle, elender Tyrann!“

Sein Schwert senkte sich tief in des Königs Brust, Ottokar hatte aufgehört, zu leben.

„So endet ein Bösewicht,“ sprach Emerberg zu den Freunden. „Jetzt steht er vor Gottes Thron, möge ihm dieser ein gnädiger Richter sein.“

Unaufhörlich bis tief in die Nacht hinein wurden die Böhmen verfolgt. Als sich wieder die Sonne erhob, deckten vierzehntausend Leichen die Wahlstatt. Aber auch Rudolf hatte manchen treuen Freund verloren, von den hundert Zürichern kam keiner aus der Schlacht zurück. Es war ein vollständiger Sieg, den der Kaiser erkämpft und seine Macht und Ansehen im ganzen Reiche kräftigte und stärkte. Mähren huldigte ihm sogleich, nur Ottokars Neffe, der Markgraf von Brandenburg wagte es noch, für Ottokars Sohn, Wenzel, aufzutreten, aber er mußte sich ebenfalls fügen. Rudolf verlobte seine Tochter Jutta mit dem jungen Wenzel, seinen Sohn Rudolf ernannte er zum Herzog von Schwaben und gab ihm des Böhmenkönigs Tochter Agnes.

Ein großes Dankfest wurde in Wien gefeiert, der schwere Krieg war beendet. Dem Wenzel verblieb Böhmen und Mähren, seinem Sohne Albrecht gab der Kaiser Oesterreich, Steiermark, Krain und die windische Mark mit der Hand der Elisabeth, der Tochter des Grafen Meinhard von Görz, den Rudolf zum Herzog von Kärnthen erhob. So legte er die Grundlage zu dem österreichisch-habsburgischen Kaiserhause, das heute noch glorreich über alle diese Länder regiert.

VI.

Verfehmt und gerächt.

Nun war es dem Kaiser möglich, seine ganze Aufmerksamkeit und Kraft den inneren Zuständen des Reiches zu widmen. Auf das Neue zog er von Land zu Land, um Ruhe herzustellen, die Burgen der Raubritter zu zerstören und den Gesetzen Achtung zu verschaffen.

Am Rheine war ein gewisser Thiele Koluf, oder Friedrich Holzschuh, in Neuß erschienen, der sich für den auferstandenen Friedrich II. ausgab, dann zu Wetzlar Hof hielt, aber seine Rolle bald ausgespielt hatte. In Schwaben erneuerten Eberhard von Württemberg, Rudolf von Baden und sechzehn andere Grafen die räuberischen Fehden gegen die Städte. Von allen Burgen am Neckar entlang gaben sie sich Signale, die Waarenzüge der Kaufleute sicher abzufangen. Rudolf bezwang sie Alle und zerstörte die Burg Stuttgart. Auch nach Burgund machte er einen siegreichen Zug, weniger um das lose Band, wodurch dieses Land noch mit dem Reiche verbunden war, enger zu knüpfen, als um sein schweizerisches Erbe von dieser Seite zu mehren oder wenigstens zu schützen. Er besiegte den Grafen Reginald von Mömpelgard, der die Baseler überfallen, in einer blutigen Schlacht ihren Bischof gefangen und ein Viertel der ganzen Bürgerschaft erschlagen hatte. Vom östlichen Theile des alten Burgund rißen einerseits Savoyen, anderntheils die Schweizer, vor allem Bern ein Stück nach dem andern an sich.

Aber auch Rudolf sollte erkennen lernen, daß auf Erden nichts von Bestand und daß wir uns vom Liebsten, was wir besitzen, oft unerwartet trennen müssen. Seine Gemahlin starb an gebrochenem Herzen, das die Heirath ihrer heißgeliebten Tochter Clementia mit Karl Martell, einem Enkel des Königs Karl von Anjou, des Henkers des edlen Konradin, nicht überwinden konnte. Rudolf stand im tiefsten Schmerze versunken an ihrer Bahre. Wie bald noch und auch er wird den Frieden finden, den die Welt nicht zu bieten vermag.

Dann zog er nach Augsburg, um dort seiner gewohnten Weise gemäß, Recht zu sprechen. Es waren Klagen gekommen, daß des Bischofs Zöllner hart mit den Landleuten verfuhren und ihnen mehr Zoll abnahmen, als es gestattet war. Diese ließ er nun vor sich kommen.

„Das Geschrei der Armuth ist vor meine Ohren gekommen," redete er sie unwillig an, die kaum vermochten, seinen strengen Blick auszuhalten. „Die Reisenden zwingt ihr zu Abgaben, die sie nicht bezahlen sollen, zu Lasten, die sie nicht ertragen. Haltet Eure Hände zurück von dem unrechten Gute und nehmt nur, was Euch zukommt. Ihr sollt wissen, daß ich alle Sorgfalt und Macht anwenden werde für Frieden und Recht, unter allen die köstlichsten Gaben des Himmels. Nun gehet, für diesesmal will ich Gnade statt Recht üben. Kommt aber wieder eine Klage, dann seht, was geschehe."

Von Augsburg aus begab er sich, dem Wunsche des Markgrafen gemäß, nach Burgau. Krankheit verhinderte Konrad, selbst zu dem Kaiser zu kommen, aber kaum hatte dieser seinen Wunsch vernommen, so eilte er auch, ihn zu erfüllen. Dort hatte sich unterdessen Manches ereignet.

Kunz vom Berge tobte nach seiner Gefangennehmung noch einige Zeit, dann als er sah, daß ihm dieses nichts half, wurde er nach und nach ruhiger. Er sah nichts, als das alte, mürrische Gesicht seines Wärters, der täglich die gerade nicht ritterliche Kost brachte, den Krug wieder mit frischem Wasser füllte, ihm aber auf alle seine Fragen, nicht einmal auf die, wo er sich eigentlich befinde, eine Antwort gab.

So vergingen Wochen und Monate, er verlangte, vor seine Richter geführt zu werden, keine Antwort wurde ihm zu Theil. Dann regten sich Fluchtgedanken in ihm und er untersuchte genau sein Gefängniß. Die dicken Mauern, die wahrscheinlich noch aus der Römerzeit stammten, belehrten ihn, daß alle Arbeit und Mühe vergebens wäre, auch wenn es ihm gelungen wäre, die starken Ketten zu sprengen, mit denen er gefesselt war. So schwand die Hoffnung, die verlorene Freiheit wieder zu erlangen, gänzlich.

Dann verfiel er auf das Neue in rasende Wuth, fluchte sich und seinem Geschicke und schwur, an den Städtern Rache zu nehmen, wie noch nie erlebt worden sei. Vorerst aber blieb es bei der Drohung.

Berchtold von Jettingen hatte die Burg auf dem Berge nur dann verlassen, wenn er auf einen Streifzug, die er jetzt auf eigene Faust unternahm, auszog. Er betrachtete das Besitzthum des Freundes als sein eigenes und hatte von den Knappen und Knechten sich Treue und Gehorsam geloben lassen. Bis auf den Vogt kamen alle seinem Willen nach; dieser hatte erklärt, ehe nicht sichere Kunde von dem Tode seines Ritters eintreffe, betrachtete er sich nicht seiner Pflicht gegen denselben ledig. Es bedurfte längere Zeit, bis Berchtold genauere Kenntniß von dem nächtlichen Ueberfalle erhielt und erfuhr, wo Kunz gefangen lag. Gegen das feste Reisensburg konnte er aber nichts unternehmen, auch wenn er den Willen und den Muth dazu gehabt hätte. Es lag ihm aber auch nicht viel daran, denn auf dem Berge war es schöner und der Vorräthe genug noch vorhanden, die sich bei einigem Glücke ergänzen ließen. In seiner Stammburg konnte er nicht wohnen, denn von der stand ja nichts mehr als vier rauchgeschwärzte Mauern und an einen Aufbau durfte er jetzt gar nicht denken. Erstens fehlte es ihm am Allernothwendigsten dazu, am Gelde, und zweitens würde nicht der Markgraf allein, sondern auch Ulm und Augsburg jeden derartigen Versuch sogleich verhindert haben.

So lebte er auf Kosten seines gefangenen Freundes in Hülle und Fülle weiter. Gab sich eine günstige Gelegenheit, so wurde sie benützt, was ihm in die Hände fiel, gehörte sein, an die Zukunft dachte er nicht, eben so wenig, daß dieses Leben einmal ein trauriges Ende nehmen könne.

Mit wachsendem Ingrimme sah der Markgraf diesen Thun und Treiben von seinem Schlosse aus zu. Hätte ihn nicht seine Krankheit abgehalten, schon lange wäre er vor das Raubnest gezogen und hätte nicht eher geruht, als bis es bezwungen und dem Boden gleich gemacht worden wäre. Er ließ bei dem Rathe der beiden Städte durch seine Boten dringende Vorstellungen machen, noch einmal zusammen zu stehen und dadurch vollständige Sicherheit auf

der Straße herzustellen, doch die weisen Väter waren mit dem zufrieden, was sie erreicht, der Gefährlichste war gefangen und den Jettinger hatten sie noch nicht fürchten gelernt. Es blieb also dem Markgrafen nichts Anders übrig, als die Rückkehr seines Sohnes abzuwarten und diesem dann den Auftrag zu ertheilen, mit der verhaßten Nachbarschaft ein Ende zu machen. Für Hans hatte er schon gesorgt. Dieser sollte sich auf seinen Besitzungen eine geeignete Stelle aussuchen und dort sich eine neue Burg erbauen, an der kein Fluch und Makel hafte wie an der seines Vaters. Er hoffte hiezu dessen Einwilligung zu erhalten, da ja auch ihm daran gelegen sein müsse, seinen Schild wieder zu Ehren zu bringen.

Auch über das Schicksal des Ritters Kunz war bereits im Einvernehmen und nach langem Zwiegespräche mit dem Reisensburger entschieden worden. Zwar wäre dem Markgrafen das Recht zugestanden, ohne weiters über diesen Gericht zu halten und zu urtheilen. Dieses wollte aber der Burgauer des Sohnes wegen nicht thun und so hatte er beschlossen, dem Kaiser selbst die Entscheidung zu überlassen. Magdalena hatte um des Geliebten willen viele Thränen und Worte verschwendet, um den Vater auf andere Gedanken zu bringen, von diesem Vorhaben abzuhalten. Sie wußte, was dann das Loos des Ritters war, Entehrung und ein schmachvoller Tod. Wie konnte sie Hans, wenn dieser zurückkehrte, offen in die Augen blicken und in Freude und Wonne umarmen, wenn er erfuhr, daß ihr Vater an All diesem die Ursache trug. Mußte er sich nicht von ihr abwenden und sie verlassen, konnte er auf einer Burg noch länger verweilen, die in ihm so traurige Erinnerungen hervorrufen mußte? Er war ja doch der, der ihm das Leben gegeben und die Pflicht der Kindesliebe nicht von ihm genommen.

Doch hiebei stieß sie bei ihrem Vater auf entschiedenen Widerspruch. Er setzte ihr auseinander, daß ihm der Kaiser zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Ruhe die Gewalt über diese Gegend übertragen habe und daß dieser von ihm erwarte, er werde ohne Ansehen der Person seine Pflicht erfüllen. Seine Würde und sein Gewissen ließen ihn nicht anders handeln, um aber seine Hände von diesem Urtheile rein zu erhalten, habe er den Kaiser

gebeten, dieses selbst zu fällen. Er würde auch des Lebens des eigenen Sohnes nicht schonen, wenn sich dieser solcher Handlungen und Grausamkeiten schuldig gemacht hätte, wie Kunz vom Berge. Hans könne und werde ihm deßhalb nicht zürnen, denn als Ritter werde er einsehen, daß in seinem Vater der ganze Stand herabgewürdigt und beschimpft sei und seine Schuld gesühnt werden müsse. Magdalena kannte den unbeugsamen Sinn ihres Vaters und seine Gerechtigkeitsliebe und drang nicht weiter in ihn. Aber ihre Heiterkeit verlor sich, oft war sie stundenlang in ihr Gemach eingeschlossen und mit Bangen und Zagen sah sie der Zurückkunft des Geliebten entgegen.

Rudolf hatte dem Markgrafen die Weisung zukommen lassen, Kunz vom Berge nach Burgau zu verbringen, wo er über ihn zu Gericht sitzen werde. Er werde ein Beispiel den Versammelten vor Augen führen, das zwar schrecklich, doch gerecht sein und eine heilsame Abmahnung an jene sein werde, welche die gleichen Pfade wandeln. Alle Grafen und Ritter des ganzen Gaues sollen dazu entboten und alle Anstalten getroffen werden, welche nöthig, wenn der König selbst richte. Nun eilten die Boten nach allen Richtungen, um des Königs Befehl zu vollziehen, jeder freie Mann wurde aufgeboten, zu erscheinen und durch seine Gegenwart zu bestättigen, daß wahr und gerecht gehandelt wurde.

Der verhängnißvolle Tag war gekommen. Mit großem Gefolge war Rudolf in Burgau erschienen und vom Markgrafen und seiner Tochter mit Ehrerbietung und Herzlichkeit empfangen worden. Der Kaiser bedauerte die anhaltende Krankheit des edlen Konradin, dessen Abwesenheit an seinem Hofe er oft schmerzlich empfunden habe. Dieser theilte dann dem Kaiser die Gründe mit, welche ihn veranlaßten, das Urtheil über Kunz ihm vorzubehalten.

„Ich mochte seinem wackern Sohne und meinem Kinde keinen Stachel in die Brust stoßen,“ schloß er. „Dadurch bin ich aller Verantwortung überhoben und habe nur noch den einen Wunsch, daß auch die Raubburg des Ritters verschwinde, damit nichts mehr an ihn erinnere.“

„Das soll geschehen,“ versicherte der Kaiser. „Sein Geschlecht

soll erloschen sein und mit seinem Sohne ein neues erblühen. An dem Tage, an dem er eure Tochter zum Altare führt, ist der Name Hans vom Berge erloschen und der Graf von Ehrenberg erstanden. So soll es nach meinen Willen geschehen und ihm aus Eurem Munde verkündet werden.

Unterdessen waren die Grafen, Ritter und Edlen des ganzen Gaues erschienen, so daß die Burg viel zu klein wurde, um alle aufzunehmen. Die waffenfähigen, freien Männer lagerten sich um dieselbe und daß von nichts anderm gesprochen wurde als von dem Kaiser, den die Meisten zum erstenmale sahen, dem Ritter Kunz und dem Urtheile, das über ihn gefällt werde, lag in der Natur der Sache. Von den Städten Augsburg und Ulm waren Rathsherren als Ankläger erschienen, ebenso der Vogt des Bischofs für diesen und ein Haufen jammernder Weiber, deren Männer von Kunz erschlagen worden waren.

Am frühesten Morgen dieses Tages hatte auf Reisensburg das regste Leben geherrscht. Marquard stand völlig gerüstet unter seinen Knappen, deren einer ein lediges Pferd hielt, das aber nur mit einer einfachen Decke statt des Sattels belegt war.

Die schweren, eisernen Stangen an der Thüre des Gefängnisses fielen nieder, das Schloß rasselte und zum Erstenmale, seit diese sich hinter Kunz geschlossen, wurde sie vollständig geöffnet und ließ das Licht des Tages einfallen. Kunz, überrascht von diesem ungewohnten Thun zu dieser frühen Zeit war von seinem Lager aufgesprungen und stierte nach der Thüre. Als er aber die bewaffneten Knappen gewahrte, die auf dem Gange seiner harrten, fuhr er entsetzt zurück.

„Was wollt Ihr? Was habt Ihr vor?“ rief er seinem Kerkermeister zu.

„Nun, Dein oft gestelltes Verlangen soll erfüllt werden,“ antwortete ihm dieser spöttisch, „heute ist der Tag angebrochen, an dem Dir Recht und Urtheil werden soll.“

„Wer sitzt über mich zu Gericht?“ fragte Kunz in sichtbarer Angst.

„Der Kaiser selbst, eine Ehre, der Du wohl nicht würdig bist,“

„Der Kaiser!“ murmelte Kunz krampfhaft, dann begann er zu zittern und nur mühsam konnte er sich aufrecht erhalten. Er wußte, was dieses zu bedeuten hatte, er kannte die Gerechtigkeit Rudolfs und klar wurde es ihm, daß die letzten Stunden gekommen, die er noch zu leben hatte.

Willenlos ließ er Alles mit sich geschehen. Die Fesseln wurden ihm abgenommen, mit Stricken die Arme auf den Rücken gebunden und er, als er auf dem Burghofe angekommen, auf das Pferd gesetzt. Ein zweites, von einem Knechte geführt, trug seine Rüstung, Schild, Helm und Schwert.

Der Glanz des ungewohnten Sonnenlichtes blendete seine Augen und er brauchte lange, bis er sich daran gewöhnen und erkennen konnte, wohin er geführt wurde. Es war nur der Schatten des einstmaligen Mannes. Bleich war seine Gesichtsfarbe, die Augen in die Höhlen zurückgetreten, das Haar weiß, der Bart reichte ihm bis auf die Brust und die ehemals so kräftige Gestalt war gekrümmt und gebrochen.

Ohne daß ein Wort gesprochen wurde, ging es auf der ihm so wohlbekannten Straße zwischen blumenreichen Wiesen, wogenden Getreidefeldern und duftenden Wäldern dahin. Jetzt, als sie einen Hügel erreicht, erkannte er die Richtung. Auf der Spitze desselben hatte man einen weiten Ueberblick. Hinter ihm lag das breit sich ausdehnende Donauthal, vor sich sah er das Thal der Mindel und alle die Thürme und Giebel der Burgen, die links und rechts es schmückten. Gerade aus die Burg des Markgrafen, etwas weiter vor jene von Knöringen, drüben, ja, er täuschte sich nicht, die seine, noch unversehrt und wohlbehalten. Als er weiter ritt, was mußte er gewahren? Harthausen und Jettingen lagen in Ruinen und gerade vor seiner Burg im Walde, in der Nähe der Straße, war eine Menge Menschen versammelt, über welcher des Kaisers Panier flatterte.

Wie sehnsüchtig blickte er hinüber nach den Fenstern seines Heim. In seinem Geiste tauchten all die schönen heitern Tage auf, die er dort erlebt. Es kam etwas wie Reue über ihn, aber nur einen Augenblick, dann gewann der Trotz wieder die Oberhand.

Würden ihn jene Mauern umschließen, wie könnte er seine Feinde höhnen und ihre Kraft sich an ihnen brechen lassen. Nie würde es ihnen gelingen, diese zu erstürmen und mit Schande und Schmach müßten sie abziehen. Aber jetzt? Ein Fluch preßte sich über seine Lippen.

Daß der Platz im Angesichte seiner Burgen nicht umsonst gewählt worden, sah er ein. Man wollte ihn doppelt strafen, und die Erinnerungen seiner Kindheit, Jünglingszeit und des Mannesalters in ihm wachrufen. Mit theils unheimlichen, theils über seine Unschädlichkeit befriedigten Blicken wurde er betrachtet, als er in den Kreis der Versammelten kam und nun vom Pferde gehoben wurde.

Alle Gerichte wurden damals noch öffentlich und mündlich gehalten, man nannte ein solches das Schöffengericht, gleichviel, ob der Kaiser selbst oder ein Anderer es abhielt.

Dann galt noch immer der Grundsatz, daß ohne Klage des beleidigten Theils kein Gericht möglich sei. Kam aber der Beklagte nicht, so betrachtete man ihn als ausgeschlossen von der Gemeinde und konnte ihn als Feind behandeln. Es war das Verfahren dabei genau vorgeschrieben oder durch Herkommen geregelt.

Jeder Gau war in mehrere Stühle eingetheilt. Der Graf, welcher zu richten gekommen, hatte im Beisein zweier Freirichter dem Frohner oder Frohnboten befehlen müssen, daß er bei scheinender Sonne und unter offenem Himmel aller Freirichtern, auch den Freien, so viel deren vorhanden, wo die Schuld vorfiel, wohnen und dienstpflichtig sind, verkünde, daß sie auf den nächstkommenden Sonnabend zur rechten Zeit des Tages an den Ort, vor dem ordentlichen und im alten Recht erkannten, freien Königstuhl in dem näher bezeichnenden Felde, bei Bann und Strafe der alten, erkannten Buße sich zu versammeln hatten.

Der Königsstuhl aber war in einer jeglichen Art Feld oder Acker, so weit und ferne sich dieses freie Feldgericht erstreckte, es wurde hiezu ein freier, grüner, viereckiger Platz gewählt, sechzehn Schuh lang und breit. Zum freien Königsstuhl wurde er dadurch gemacht, daß der Frohnbote in der Mitte eine Grube, eine Elle

tief aushöhlte, dann mußten die sechzehn Freirichter, ein Jeder eine Hand voll Asche, einen Knollen oder ein Stück Ziegelstein hineinwerfen, worauf die Grube wieder zugedeckt wurde. Auf diese Stelle wurde des Grafen Stuhl gesetzt. Nachdem dieses geschehen, wurde der Beklagte vorgeführt und die Klage vernommen, worauf der Graf die Freirichter in Gegenwart Aller zur Aufmerksamkeit mahnte und nur nach Recht und Urtheil zu entscheiden forderte.

Alles dieses war geschehen, nur saßen an Kaiser Rudolfs Seite sechzehn Ritter aus dem Gaue und weil bei dem Beklagten der Verlust der Ritterwürde verbunden war, hatte man rechts von ihm ein hölzernes Gerüst errichtet, worauf diese schimpfliche Handlung vor sich gehen sollte, damit auch jeder der Anwesenden es genau sehen könne. Es war ein eigenes Verfahren, das dabei angewendet wurde.

Als Rudolf bedeckten Hauptes auf dem Stuhle sich niedergelassen und das Gleiche die sechzehn Ritter, je acht auf einer Seite, gethan, bildeten die Uebrigen einen Halbkreis um diese, hinter welchen die sonstigen Freien und die Zuschauer standen. Dem Kaiser gegenüber blieb der Eingang offen, in der Mitte standen vermummte Mönche aus dem nahen Kloster Wetterhausen, die rothe brennende Wachskerzen in den Händen trugen, der Henker mit seinen Knechten diesen gegenüber.

Bebend am ganzen Körper stand Kunz mit ruhelosem Blicke vor dem zürnenden Kaiser. Da trat Marquard auf einen Wink des Kaisers vor.

„Wer gegen den Ritter Kunz vom Berge vor diesem offenen und heiligen Gerichte zu klagen hat, der bringe es vor den Kaiser, rief er aus. „Doch nur Wahrheit spreche sein Mund!"

Zuerst trat der Vogt des Augsburger Bischofs hervor und klagte im Namen seines Herrn, daß er nächtlicherweile ohne Ansage einer Fehde die Burg Wittislingen überfallen, ausgeplündert und in Brand gesteckt habe, und was sich ihm widersetzte, niedergemacht habe.

Dann kamen die Abgesandten der Städte, die lange Zeit bedurften, bis sie mit der Aufzählung der überfallenen Kaufmanns-

züge und dem Werthe derselben zu Ende kamen. Nun folgte der Haufen der Weiber, die mit Thränen in den Augen berichteten, wie sie umsonst auf die Rückkehr ihrer Männer gewartet, bis die Nachricht kam, daß sie auf der Straße ermordet aufgefunden oder bei den Ueberfällen von Kunz ihr Leben verloren und nun Jammer und Elend in ihren Wohnungen zu finden seien. Marquard klagte ihn zum Schlusse an, daß er ein Unterdrücker der Armen, Wittwen und Waisen, kein Gotteshaus ihm heilig und alles ihm verfallen sei, was sein Schwert erreichen könne. Der Kaiser möge ihn richten kraft seiner Gewalt und nach dem althergebrachten Rechte.

Immer höher geröthet vor Zorn wurde des Kaisers Angesicht bei Anhörung aller dieser Schandthaten und unheimlich funkelte sein Auge.

„Hast Du gehört," fragte er Kunz unter lautloser Stille der Anwesenden, „wessen Dich diese bezichtigen. Bist Du im Stande, vor meinem Königsstuhle sie der Unwahrheit zu zeihen und deine Unschuld zu beweisen?"

Doch Kunz schwieg; wie war es möglich, dieses der Wahrheit gegenüber zu thun?

„Ich habe dem ganzen Reiche den Frieden geboten," fuhr der Kaiser dann mit erhöhter Stimme fort. „Du hast ihn freventlich gebrochen. Kennst Du die Strafe, die ich darauf gesetzt?"

Keine Antwort, nur ein haßerfüllter Blick fiel auf den Kaiser.

„Welche Strafe soll ihm werden?" fragte dieser die sechzehn Ritter.

Einer nach dem andern erhob sich von seinem Sitze und sprach den Tod über ihn aus. Als Kunz es gehört, zuckte er zusammen, seine Zähne fingen zu knirschen an.

„So werde ihm dieser," befahl der Kaiser. „Doch vorher sei er aus der Gemeinschaft ausgestoßen. Henker, thue Deine Pflicht."

Das Pferd, das seine Rüstung trug, wurde nun herbeigeführt und seine Arme von den Stricken befreit. Dann mußte er Stück für Stück anlegen, bis er wieder im vollsten Waffenschmucke dastand, nur das Schwert durfte er nicht mehr berühren.

Dann führte ihn der Henker auf das Gerüst, damit ihn alle

Anwesenden als Ritter noch einmal sehen konnten, zum Letztenmale.

Jetzt trat der Henker zu ihm und schlug ihm den Helm vom Kopfe, der weithin rollte. Zuerst trat ihn dieser mit den Füßen dann schlug er ihn mit einem Hammer in Stücke und warf ihm die Trümmer vor die Füsse.

„Er ist ehrlos wie ein gemeiner Knecht," rief dann der Henker von dem Gerüste herab. Nun lösten die Knechte die Spangen und Riemen der Rüstung, daß diese klirrend von ihm fiel.

„Sie schämt sich, an Deinem Körper noch länger zu sein," höhnte Meister Hämmerling und sogleich widerfuhr dieser das nämliche Schicksal, wie dem Helme.

„Dies irae, dies illa, solvet saeclum in favilla," ertönte der schaurige Bußgesang der Mönche dazu, die ihre brennenden Kerzen abwärts hielten, zum Zeichen, daß er von jetzt an nicht mehr zu den Lebenden gehöre.

Dann kniete der Henker nieder und schlug ihm die Sporen von den Füssen.

„Du kannst sie nicht mehr gebrauchen, ein hänfen Stricklein wird Dich halten, voran ein hölzern Rößlein gebunden!" sprach er und warf sie über das Gerüste.

„Testem David cum sybilla!" schallte der Chor der Mönche.

Nun trat ein Herold hervor, der den Schild des Ritters trug und ihn noch einmal allem Volke zeigte.

„Er ist entehrt und entweiht, Niemand soll ihn mehr tragen," sprach er dazu. Dann zog er ihn durch den Koth am Boden und band ihn mit der Spitze nach oben an den Schweif des Pferdes, das mit den Waffen gekommen war. Die Umkehrung des Schildes mit der Spitze in die Höhe bedeutete, daß der Eigenthümer gestorben, hier, daß er sittlich todt, daher auch als wirklich verstorben angenommen werde.

„Der Wegelagerer empfängt jetzt seinen Lohn!" rief der Herold aus.

„Hei, wie das Rößlein läuft mit dem glänzenden Schilde,"

spöttelte der Henker. „Eile nicht so schnell, Du erreichst noch immer früh genug den Galgen.“

„Quanto tremor est futurus, drang der schauerliche Gesang dazwischen.

Nun bestieg der Herold das Gerüste und rief zuerst zu dem Kaiser gewendet:

„Ritter Kunz vom Berge!“

„Hier steht er,“ antwortete der Henker.

„Das ist der Name desjenigen nicht, den ich meine, der hat mit dem Henker nichts gemein,“ erwiderte laut der Herold, daß es alle Anwesenden vernehmen konnten. „Der hier ist ein Wegelagerer, ein Treuloser und Meuchelmörder, der die Wittwen und Waisen unterdrückte und wie ein Dieb in der Nacht sich in die Burgen schlich. Hinweg mit ihm.“

Nun griff der Herold nach einem mit Wasser gefüllten Becken und schüttete es über das Haupt des Ehrlosen.

„Durch dieses Wasser soll Deine Ritterwürde von Dir gewaschen sein,“ sprach er „und wie es im Sande verinnt, so soll Dein Name ausgelöscht sein aus dem Gedächtnisse der Lebenden und der zukünftigen Geschlechter.“

„Tu es mortuus et nullus habeas,“ sangen die Vermummten.

Nun aber kam der mühsam verhaltene Grimm und die Wuth, die das Innere des Verurtheilten durchtobten, zum Ausbruche. Noch einmal erhob sich seine Gestalt, seine Augen schossen Flammen des Hasses und mit kreischender Stimme rief er: „Fluch Dir, Kaiser, der Du mich gerichtet, Fluch euch Allen, die ihr dieses Urtheil gefällt. Fluch der ganzen Menschheit, verdammt und beschimpft soll ihr alle sein, zerfallen sollen eure Leiber und mit Geschwüren eure Zungen bedeckt werden, daß ihr die Luft mit euerm Athem vergiftet und so alles Leben zerstört!

Weiter kam er nicht. Ein kräftiger Schlag des Henkers über sein Gesicht ließ ihn verstummen. Mit Schaudern hatte das Volk diese Worte vernommen, mit Zorn der Kaiser und die Ritter.

Nun aber beeilte sich der Henker mit seiner letzten Arbeit. Er schlang ihm durch die gebundenen Arme einen Strick um den

Leib und zog ihn an diesem von dem Gerüste. Als er unten angekommen, warf einer der Mönche ein Todtentuch über ihn und zu gleicher Zeit löschten sie die Kerzen aus und begannen die Todtengebete zu murmeln. Es war ein erschütternder Augenblick und nun verließ auch Kunz seine Fassung, ohnmächtig sank er zusammen. Die Knechte des Henkers ergriffen ihn und schleppten ihn zum höchsten Baume an der Straße. Mit dem Gesichte gegen seine Burg wurde er aufgezogen, nach wenigen Minuten hing eine Leiche zwischen Himmel und Erde.

„Der Kaiser hat gerichtet!“ rief dann der Herold dem Volke zu und warf dann den Stuhl um, auf dem Rudolf saß. „Amen“ antworteten die Mönche mit dumpfer Stimme. Das freie Königsgericht war zu Ende. Der Kaiser kehrte nach Burgau zurück und verweilte bis zum Abende bei dem Markgrafen, seine weitern Befehle verkündend. Die Ritter zogen heimwärts, die Freien und das Volk aber suchten schaudernd und schweigend ihre Wohnstätten auf und priesen dann später in Liedern den gerechten und thatkräftigen Kaiser, bei dem kein Ansehen der Person galt und mit all seiner Kraft dahinstrebte, Frieden und Ordnung in das Reich zu bringen, das so lange eines mächtigen Armes entbehrte.

Doch damit war noch nicht alles vorbei, der letzte der Raubritter saß noch immer auf Kunzens Burg nnd trotzte dem Landfrieden Tag für Tag. Der Kaiser hatte den beiden Städten den Befehl ertheilt, ihre Söldner zu vereinigen und nicht eher von den Mauern derselben zu weichen, bis sie erstiegen und gebrochen seien. Doch Berchtold von Jettingen lachte dazu, als er davon hörte. Er wußte, daß ihn das gleiche Schicksal des Freundes ereile, wenn er seinen Feinden in die Hände fiele. Hatte er doch Alles von den Fenstern aus mit angesehen. Nachts war er dann herabgestürmt und hatte den Leichnam geholt und in der Burgkapelle in die alte Gruft versenkt, daß er nicht länger dem Hohn und Spotte preisgegeben war. Daß sich ein Unheil auch über ihn zusammenziehe, ahnte er. Deßwegen unternahm er Tag und Nacht Raubzüge in die Umgebung, um die Burg mit Allem zu versehen, was nothwendig war, eine längere Belagerung aushalten zu können. Dann ließ er die

schadhaften Mauern ausbessern und neue Werke aufführen, warb noch Söldner an und erwartete nun die Städter getrosten Muthes, denen er keinen angenehmen Willkomm zu bereiten versprach.

„Würden sie nicht so lange gezögert haben, stünde es wohl schlimm um mich," sprach er zu sich selbst, dabei in dem alten Saale lachend auf und ab gehend. Ich hätte können mein Rößlein satteln und als erfahrener Ritter hinausreiten in die Welt und sehen, wo ein paar Brosamen übrig geblieben wären. Das Glück lächelt mir immer noch zu. Während sie droben meine Burg niederbrannten, habe ich da eine neue gefunden, die ich mir gar nicht besser wünschen könnte, erfreue mich noch meines Daseins und hoffe immer den Zeitpunkt zu erleben, wo ich meinen Feinden Alles mit Zinsen zurückgeben kann. Da ist einmal dieser Markgraf, der ohnehin nicht mehr lange zu leben hat, dann die Krämerseelen, die noch oft von mir hören sollen, und zum Schluße der Reisensburger. Mit dem muß ich mich jetzt ernstlich beschäftigen, denn der wird nicht eher ruhen, als bis er auch mir die Freuden seines Thurmes zu kennen gibt. Da ist es wohl besser, ich komme Dir zuvor, denn ich kann Dich versichern, auch Kunz hat dafür gesorgt, solche Gäste anständig aufbewahren zu können. Aber wie? So ein Hinterhalt, wenn er auf die Jagd, oder zur Kurzweil nach Burgau reitet, könnte die nöthigen Dienste thun. Ich will mir einmal die Sache weiter überlegen. So viel auf einmal zu denken ist ungesund."

Er rief dem Vogte und bald darauf stand der gefüllte Humpen vor ihm, von dem er sich nun den ganzen Tag nicht mehr trennte.

Die erwartete Belagerung der Burg blieb aber aus, was den Jettinger doch manchmal Kopfzerbrechen verursachte. Etwas mußte gegen ihn im Schilde sein, das unterlag keinem Zweifel, doch das „was" konnte er sich nicht enträthseln, so sehr er sich auch anstrengte. Bald sollte ihm darüber Aufschluß werden.

Neben dem Frei- und Königsgericht, das öffentlich abgehalten wurde, hatte sich aber neben demselben ein geheimes gebildet, das Vehm oder Stillgericht. In den letzten Zeiten der Hohenstaufen hatte das Faustrecht schon so über Hand genommen, daß der edle

Reichsverweser, Erzbischof Engelbrecht von Köln sich mit einer Anzahl redlicher Männer aus allen Ständen verband, um die Verbrecher heimlich zu richten und zu strafen. Das Geheimniß war nöthig, weil jeder Richter, wenn sein Name bekannt gewesen wäre, die Rache der zahllosen Unruhstifter hätte fürchten müssen. Der Erzbischof, als Herzog in Westphalen, verband dieses heimliche Gericht mit den alten, unter seiner Obhut stehenden Freigerichten und brachte diese letztern in die Hände des geheimen Rechtsbundes der Wissenden. Der Nutzen dieser Vehmrichter erprobte sich so bald, daß sie sich schnell über ganz Deutschland ausbreiteten.

Ein feierlicher Schwur verband die Wissenden. Ein Verräther wurde sieben Fuß höher gehängt als ein anderer Verbrecher. Sie theilten sich in vier Klassen. Vom ersten Range war der Stuhlherr oder Vorsteher des ganzen Gerichtes, ein Fürst, der Erzbischof von Köln, später sogar der Kaiser selbst. Vom zweiten Range waren die Freigrafen, welche der Stuhlherr wählte. Vom dritten Range waren die Freischöppen, welche der Freigraf wählte. Vom vierten endlich waren die Frohnboten, welche das Gericht und die Beklagten beriefen und die Strafe vollzogen. Alle Wissenden erkannten sich an geheimer Losung. Es ward kein Geistlicher, mit Ausnahme des geistlichen Fürsten, kein Jude, kein Weib und kein Knecht unter die Wissenden aufgenommen, aber auch nicht von diesem Gerichte verurtheilt. Nur freie Laien wurden hier von ihres Gleichen gerichtet. Auch wurden nur solche Klagen angenommen, die von einem andern Gerichte nicht erledigt worden waren oder werden konnten. Diebstahl, Mord, Raub, Gewalt, Kirchenfrevel, Ketzerei, schlechter Lebenswandel waren die wichtigsten Gegenstände der Klage.

Das Gericht versammelte sich heimlich. Ein Wissender trat als Kläger auf. Der Beklagte wurde dreimal vorgeladen und erschien er nicht, so reichte der Eid des wissenden Klägers hin, ihn als schuldig zu verurtheilen. Wiederum konnte jeder Wissende, der selbst angeklagt worden, sich durch bloßen Eid reinigen. Wer aber verurtheilt oder vervehmt worden, den traf die Strafe ebenso heimlich, als er vor Gericht gefordert worden.

Es waren vier Wochen seid dem Tode des Kunz vom Berge verflossen, als Berchtold mitten in der Nacht durch drei Schläge an das Burgthor aus seinem Schlafe geweckt wurde. Er glaubte anfänglich geträumt zu haben, allein die Unruhe, die gleich darauf in der Burg entstand, bewies ihm, daß er recht gehört. Zwar legte sich diese nach einiger Zeit, doch als am Morgen der Vogt leichenblaß bei ihm mit einem Pergamentblatte in der Hand eintrat, wurde ihm klar, was der nächtliche Besuch für eine Bedeutung hatte. Zitternd legte der Vogt das Pergament auf den Tisch und auf den ersten Blick erkannte nun der Jettinger, daß er vor das geheimnißvolle Vehmgericht geladen sei. Man verlangte von ihm, daß er in der kommenden Nacht um zwölf Uhr sich ohne Waffen an der Brücke, die über die Mindel führte, einfinden solle, wo ihn ein Wissender des Gerichtes erwarte. Statt einer Unterschrift war das Zeichen der Vehme, drei gekreuzte Dolche sichtbar.

Nachdem sich Berchtold von dem ersten Schrecken erholt hatte, dachte er über diese unangenehme Aufforderung nach. Aber wie sehr er auch seinen Geist anstrengte, er sah keinen Ausweg. Folgte er, so war er verloren, im Gegentheile war er aber keine Stunde vor dem Dolche sicher. Und er wußte, daß sie gut trafen. Fliehen? Wohin? Der schreckliche Bund war über das ganze Reich verbreitet, das half wieder nichts.

Also deßwegen kamen die Städter nicht, sprach er zu sich selbst, auf diese Weise will man mich aus der Welt befördern. Daß ich ein Narr wäre und mich selbst in ihre Hände liefere. Erwartet mich nicht, es ist vergebens. Für ein halbes Jahr ist die Burg wohl versehen und bei einiger Sparsamkeit noch länger. Hieher kommt, wenn ihr mich wollt, aber ich will euch dieses erschweren, so gut ich kann. Er gab nun den Befehl, das Burgthor Tag und Nacht wohl verschlossen und bewacht zu halten, die Zugbrücke aufzuziehen und Niemand ohne seine Erlaubniß einzulassen. Immerwährend standen Wachen auf den Mauern, welche alles Verdächtige ihm sogleich berichten mußten. So war er ein Gefangener, ohne daß ein Kind ihn belagerte und daß dabei seine

üblen Eigenschaften sich fühlbar machten, mußten die Knechte gar oft empfinden.

Allein trotz all dieser vorsichtigen Anordnungen fand nach Umfluß von acht Tagen der Vogt doch eine zweite Vorladung an dem Thore angeheftet und als auch dieser keine Folge geleistet wurde, eine dritte, die aber auch zugleich sein Todesurtheil enthielt. Jetzt stiegen doch andere Gedanken in ihm auf, denn er wußte, daß die Vehme mit der Vollstreckung nicht lange zu warten pflegte. Nach längerem Ueberlegen beschloß er, das Werthvollste, was sich auf der Burg vorfand, zusammenzupacken und nach Italien zu ziehen, wohin die Macht der unbekannten Richter nicht reichte. Er zog seinen vertrauten Knappen in das Geheimniß und sofort wurde zur Ausführung geschritten und die kommende Nacht zur Flucht bestimmt.

Am andern Morgen fand man aber den Ritter mitten im Burghofe todt in seinem Blute liegen. Mitten im Halse steckte ein Dolch mit dem Zeichen: S. S. G. G. und Jeder wußte, daß das heimliche Gericht hier sein Rächeramt vollzogen. Auf welche Art nnd Weise es geschehen, wer der Beauftragte des Gerichtes war, blieb für immer ein Geheimniß. Die Buchstaben auf dem Dolche aber bedeuteten: Stock, Stein, Gras, Grein.

Jetzt sahen auch die Knechte, daß ihres Bleibens nicht länger mehr sei. Was ihnen in der Eile unter die Hände kam, nahmen sie, rissen die Pferde aus dem Stalle und zerstoben nach allen vier Himmelsrichtungen. Nur der Vogt blieb allein auf der Burg zurück, später trat er in die Dienste seines Herrn und daraus folgerte man, daß er im Einverständnisse der Vehme gestanden sei.

Schon am Mittag des gleichen Tages kam ein Zug Knechte von Burgau, besetzten die verlassene Burg und begannen das Werk der Zerstörung, man mußte also dort die vorgefallenen Ereignisse schon gekannt haben. Was noch vorhanden war, wurde fortgeführt und aus dem Erlöse die Wittwen unterstützt, deren Männer Kunz erschlagen. Nachdem die Mauern und Thürme abgebrocheu und die Gräben ausgefüllt waren, wurde das Schloß den Flammen Preis gegeben. Das gleiche geschah mit der kleinern Burg im

Walde. Weithin verkündete die dunkle Rauchsäule daß wieder eine der Raubburgen in deutschen Landen vernichtet sei. Nur die Kapelle blieb stehen, auf die übrige Stätte wurde Salz gestreut zum Zeichen, daß hier keine menschliche Wohnung mehr errichtet werden dürfe.

Wahrscheinlich gab die Zerstörung dieser Burg Veranlassung zum Entstehen des Dorfes Konzenberg, das heißt Berg des Kunzen, welches sich später in diesen Namen verwandelte. Konz heißt im Volksausdrucke auch heute noch schlimm, schlecht. Die Erinnerung, daß zwei Burgen einst hier standen, die kleinere im nahen, jetzt der Gemeinde gehörigen Walde, lebt immer noch fort. Theilweise sind auch noch auf der Burg auf dem Berge die Gräben erhalten und der tiefe Schöpfbrunnen. Bei einigem Graben stößt man noch bei beiden auf die gewaltigen Grundmauern. Sie sollen durch einen unterirdischen Gang verbunden gewesen sein. Konzenberg liegt rechts im Mindelthale, gerade Burgau gegenüber und ist sein Kirchlein weithin sichtbar.

Doch in Burgau sollte die gehoffte Freude nicht ihre Wohnstätte aufschlagen. Der Sohn des Markgrafen kam wohl in Begleitung des Freundes Hans zurück, aber als Leiche.

Unter Weges, nahe der Heimath hatte den hoffnungsvollen Jüngling, der sich durch viele Heldenthaten auszeichnete und sich Ruhm erwarb, eine tödtliche Krankheit ergriffen, der er bald erlag. Der treue Freund wich nicht von seinem Schmerzenslager und begleitete trauernd die irdische Hülle auf die Burg. Diesen Schlag überlebte der Vater nicht lange, denn Georg war sein Stolz und seine Hoffnung, auf ihn hatte er gerechnet, daß er das alte Geschlecht fortpflanzen werde. Mit Schild und Helm wurde Konrad Heinrich, der letzte der Markgrafen zur ewigen Ruhe gebettet.

Kaiser Rudolf zog das erledigte Reichslehen ein und vereinigte es mit Oesterreich, daher diese auch den Titel Markgrafen von Burgau führten.

Magdalena's Befürchtungen erfüllten sich nicht. Nachdem Hans den schauerlichen Tod seines Vaters erfahren und wer ihn gerichtet, verkaufte er, was ihm an Gütern geblieben, setzte an die Stelle, wo sein Vater geendet, ein steinernes Kreuz und stiftete in

verschiedenen Klöstern der Umgegend Jahresmessen für die Ruhe desjenigen, dem er das Leben verdankte. Dann zog er mit Magdalena fort und wurde in Tirol der Stammvater der Grafen von Ehrenberg, eines Geschlechtes, das sich Jahrhunderte erhielt und an Ruhm und Ehren reich wurde.

VII.

Im Kaiserdome zu Speyer.

Den Wittwenstand ertrug Kaiser Rudolf nicht lange. Manchen Fürstenhof besuchte er deßhalb, bis sein Auge auf die liebliche Agnes von Burgund, die Tochter des Herzogs Hugo IV., fiel. Kaiser und Könige brauchen nicht lange zu werben, bald führte er des Herzogs Tochter heim.

Noch einen Wunsch hegte er, die Krönung in Rom. Er sandte deßhalb seinen treuen Freund, den Bischof von Basel, den Knoderer, dorthin, um mit dem Papste Nikolaus IV. der auf Honorius IV. gefolgt war, in Unterhandlung zu treten. Dieser war auch bereit, die Krönung zu vollziehen und lud ihn ein, in die ewige Stadt zu kommen. Allein die Umstände riefen Rudolf nach Burgund und damit unterblieb der Krönungszug. Er hatte Burgund mit seinen Truppen besetzt, um den Gelüsten der Nachbarn nach dem schönen Lande zuvorzukommen. Darüber zürnte der König von Frankreich und drohte ihn mit Krieg zu überziehen. Allein der Kaiser wurde nicht sogleich in die Furcht gejagt und ließ ihm sagen, er möge nur kommen, zum Tanz sei er nicht hergezogen. Das merkte sich Philipp und der Krieg unterblieb.

Bald da, bald dort hielt er nun mit seiner jugendlichen Gemahlin Hof. Wo er hinkam, strömte das Volk zusammen, um den heldenhaften Kaiser zu sehen, versammelten sich die Fürsten und Ritter um ihn und kamen die Minnesänger, um die Feste durch Gesang und Saitenspiel zu erhöhen. Der ritterliche Frauendienst bildete ja damals einen wesentlichen Bestandtheil der Rittersitte.

Sie hatte sich mit den Gesetzen der Ehre ausgebildet. Nie ein Frauenzimmer zu beleidigen, war Rittergesetz, da die Ehre schon jedem Starken gebot, den Schwachen zu schonen. Den Frauen aber zu dienen, auf ihr Geheiß und in ihrem Namen große Thaten zu vollbringen, sie zu Schutzgottheiten oder Heiligen zu wählen, unter ihren Farben zu siegen oder zu sterben, dazu trieb die göttliche Erscheinung der Liebe, Schönheit und Milde in den Frauen noch immer, wie in uralter Zeit und diese Schmiegsamkeit unter das zarte Joch sanfter, zur Demuth und Gottesfurcht erzogener Frauen, trug das allermeiste zur Entwilderung der Sitten, zum Gedeihen eines schönen Geistes der Bildung und Menschlichkeit bei. Nicht wer unter Männern zu siegen und die Waffen zu handhaben wußte, nur wer zugleich den Umgang und Dienst der Frauen, das Werben um ihre Liebe oder den Minnedienst verstand, durfte des Lohnes der Minne, der Gegenliebe und der Hand der Geliebten sich versichern. Auch dieses war damals zu einer Kunst gesteigert. Die Minne war eine Schule und der Ritter mußte Liebesproben bestehen. In zahllosen Liedern und Gesängen wurden die Regeln der Liebe verkündet und ihre Fälle mit der genauesten Umständlichkeit behandelt. Es gab sogar Minnehöfe von ausgewählten Frauen und ritterlichen Sängern, die mit seltenem Scharfsinn und über alle Fälle der Minne ihr Urtheil sprachen. Damals blühten auch die Geschlechter in keuscher Reine und in der Kraft einer Gesundheit, die erst die Lüderlichkeit späterer Jahrhunderte, wie Rost das Eisen zerstören konnte.

So war auch, als der Kaiser wieder nach Augsburg auf einen dorthin ausgeschriebenen Reichstag kam, ein Kranz minniglicher Frauen und Jungfrauen, sowie ritterlicher Sänger versammelt. Von den Fürsten des deutschen Reiches waren erschienen sein Sohn Albrecht von Oesterreich, Herzog Ludwig von Bayern, Graf Meinhard von Görz, die Kurfürsten von Brandenburg, Mainz und Köln und eine große Anzahl von Fürsten, Grafen und Edlen des Reiches und Vertretern der freien Städte. Es war ein Gewimmel in der Stadt, wie man noch nie eines gesehen hatte, denn alle die Angekommenen brachten ein großes Gefolge mit. So kam es, daß

gar Viele, die zu spät eintrafen, auf den benachbarten Dörfern und Schlössern ein Unterkommen suchen mußten, wollten sie nicht im Freien übernachten.

Die Hauptursache, warum der Kaiser die Fürsten versammelte, hatte seinen Grund darin, daß er mit dem Gedanken umging, die Krone des Reiches auf seinen Sohn Albrecht zu vererben. Hiezu bedurfte er des Beistandes der mächtigen Fürsten und er hoffte, seinen Vorstellungen und Worten werde dieses gelingen. Deßhalb war er auch aus seiner gewohnten Einfachheit herausgetreten und gab glänzende Feste. Einmal, meinte er scherzhaft, dürfe er sich schon als Kaiser sehen lassen, bisher habe man ihn ohnehin nur als Ritter gekannt.

So war eines der ersten Feste, das veranstaltet wurde, ein glänzendes Turnier, wozu er den ganzen, ritterbürtigen Adel geladen hatte. Der Frohnhof, zwischen der alten Domkirche und der bischöflichen Pfalz gelegen, war ein Platz wie geschaffen hiezu und bot einer großen Menge Zuschauer Raum. Derselbe war sorgfältig zubereitet worden, geglättet und geebnet und mit schützenden Schranken umgeben. In der Mitte des Platzes befand sich ein Balkon, der mit rothsammtenen Tüchern belegt war, für den Kaiser und seine Gemahlin bestimmt, aus deren Hand der Sieger den Preis erhielt. Ueber denselben spannte sich zeltartig ein golddurchwirkter Baldachin zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen.

Um die Schranken waren erhöhte Sitze angebracht für die Kurfürsten und Fürsten, damit sie das ritterliche Schauspiel bequem übersehen konnten. Das rohe Holzwerk hatte man mit Tuch überzogen, um demselben ein festliches Aussehen zu geben. Die Sitze für die hohen Gäste und deren Frauen und Töchter waren mit weichen Kissen belegt und ebenfalls mit ausgespannten Seidenstoffen gegen die Unbilden der Witterung geschützt. Am Vorabende waren die Turniervögte in der ganzen Stadt umhergeritten und hatten durch öffentlichen Aufruf noch einmal eingeladen und die Stunde des Beginnes bekannt gegeben.

Es war ein prachtvoller Sommermorgen, als die Edelfrauen in ihren prunkenden Gewändern, mit funkelnden Edelsteinen ge-

schmückt, einherkamen und auf den ihnen angewiesenen Plätzen sich niederließen. Sie bildeten den Blüthenkranz, der die Arena umgab, auf welcher nun die Kräfte sich messen sollten. Dann kamen die Fürsten und Ritter, die nicht selbst an dem Kampfe sich betheiligten. Immer mehr schwoll die Menge um die Schranken an, der pries sich glücklich, der ein Plätzchen erobert hatte, von wo aus er Alles genau betrachten konnte.

Die Fenster der umliegenden Häuser waren schon dicht besetzt, ja sogar aus den Lucken der Dächer blickten neugierige Gesichter hernieder, die von Manchem um ihre unbeschränkte Aussicht beneidet wurden.

Trompeten und Paukenschall ertönte, aller Augen wandten sich dem Balkone zu, auf dem der Kaiser mit seiner Gemahlin und seinem Sohne Albrecht erschien. Donnernder Jubelruf schallte ihm entgegen, der erst ein Ende nahm, als neue Trompetenstöße das Nahen des Zuges verkündeten.

Dieser hatte sich unterdessen auf dem freien Platze vor dem Rathhause aufgestellt, geordnet und zog nun dem Frohnhofe zu, begleitet von einer dichtgedrängten Menge, die nicht genug ihre Verwunderung und Anerkennung des seltenen Schauspiels aussprechen konnte. Voran ritten die Trompeter und der Herold in des Kaisers Farben, weiß und roth gekleidet. Dann in prächtigen Rüstungen, über die Schultern kostbare Mäntel von Sammt mit schimmernder Stickerei, die Ritter auf muthigen Hengsten. Wie bäumten sich die stattlichen Thiere, hochauf richteten sie den stolzen Nacken und schäumten in's Gebiß! Aber ein kräftiger Schenkeldruck des erzumhüllten Reiters mäßigte ihren Uebermuth. Wie tanzend trugen sie, zum Theil selbst mit Panzern bedeckt, den in seiner eisernen Rüstung schweren Mann. Der saß aber fest im Sattel und fast unbeweglich. Glänzende Schabracken deckten den Rücken des Rosses. Hals und Kopf des Thieres waren in Eisen gehüllt, ebenso die Kruppe und der Vorderbug. Und doch ging es unter der schweren Last leicht und behende dahin. Stattlich prangten die Ritter in ihrem Waffenschmucke. Flatternde Federbüsche, wallende Roßschweife sah man, während andere Adlerflügel trugen.

Am linken Arm hatten die Ritter den Schild mit dem Wappen, am breiten Wehrgehenk das Turnirschwert, in der rechten Hand ruhte, auf den Steigbügel gestützt, die wuchtige Lanze.

Es waren vierundzwanzig Ritter, die an den Schranken ankamen, wieder erscholl der Jubel des Volkes. Ein Buhurd, ein Kampf von zwölf zu zwölf sollte den Anfang machen, ein Zweikampf ihn beschließen. Als der Zug sich geordnet, wurden die Schranken geschlossen. Der Kaiser gab das Zeichen zum Beginne, die Trompeten bliesen, mit unverwandten Augen wurde der Erfolg des Kampfes beobachtet.

Wie die Kämpfenden auf einander rannten, daß man glauben konnte, schon beim ersten Anpralle müßte die Hälfte davon in dem Sande liegen. Allein Keiner wankte, man hörte nur mehr die Schwerter sausen, die rasselnd auf die Eisenpanzer niederfielen. So währte der Kampf eine Viertelstunde, ohne daß es zu einer Entscheidung kam. Immer wirrer wurde das Durcheinander, immer heißer entbrannte der Eifer. Da wurde ein Riemen durchhauen, der Helm rollte in den Sand. Dort traf ein Schlag den Kopf eines Rosses, es taumelte, stürzte und riß den Ritter mit zu Boden. Da lichtete sich die erste Reihe immer mehr, denn zuletzt standen nur mehr zwei gegen fünf. Das machte ein Ende. Die Ritter verließen den Kampfplatz, der wieder gesäubert wurde.

Nun sprengten zwei Ritter in die Schranken, das Visir herabgelassen. Ehrerbietig grüßten sie mit den Lanzenspitzen zuerst den Kaiser und seine Gemahlin, dann der Reihe nach die übrigen Fürsten und Frauen. Der Schild des Einen in dunkler Rüstung zeigte den Löwen im Wappen, es war Graf Klaus von Bingen, der Andere in heller Rüstung, einen Thurm im Schilde, war ein tapferer Patriziersohn aus Augsburg, Gregor von Langenmantel. Zuerst ritten sie beobachtend an einander auf und ab, ihre Hengste schnaubten und bäumten. Da ertönte das Trompetensignal, das Zeichen zum Beginne. Rasch senkten die Beiden die Lanzen und stürmten dahin. Der Graf durchbohrte den Schild seines Gegners, Langenmantel streifte diesen leicht, warf aber dann den Schild sammt der Lanze von sich. Knappen reichten ihm beides neu. Wieder

tummelten sie eine zeitlang ihre Rosse, dann fuhren sie zum zweitenmale auf einander. Beider Lanzen trafen, aber so fest waren ihre Eisenharnische, daß die Lanzenschäfte vom Stoße zerbrachen und obwohl die Reiter heftig erschüttert wurden, blieben sie doch im Sattel. Ein frischer Speer wurde Jedem gegeben. Laute Zurufe wurden gehört, die die Kraft und die Gewandheit der Kämpfer belobten. Zum dritten Male nahmen sie den Kampf auf. In vollen Sprüngen stürzten die Rosse auf einander. Aber so kunstgerecht auch die Lanzenspitzen über das linke Ohr des Pferdes hinausragten, doch trafen sie nicht und beide Reiter sausten aneinander vorüber. Die Zuschauer konnten nicht mehr an sich halten und brachen in Jubel aus, beide als Sieger begrüßend. Doch diese wollten eine Entscheidung haben und nahmen noch einmal den Kampf auf. Fest in den Sattel gedrängt, mit vorgeneigtem Oberkörper, die Lanze mit dem Arm an die Seite gedrückt, so rannten sie los. Schnell wie der Blitzstrahl, prallten sie zusammen, beide wankten. Hoch auf hoben sie sich in den Bügeln, fast hinten über stürzten die Pferde. Aber der Graf neigte sich zuerst ein wenig auf die Seite, dann schwankte und fiel er vom Pferde herab, während der Patrizier im Sattel blieb. Nun brach stürmischer Freudenruf aus, die Tücher der Frauen flatterten, die Trompetenfanfaren ertönten und in freudigem Gedränge begleiteten die Zuschauer den Sieger, als er aus den Schranken ritt und vor dem Balkone sich dreimal vor dem Kaiser verneigte. Bei dem nun folgenden Bankette erhielt er von der reizenden Kaiserin den Dank, eine goldene Kette, welche sie ihm selbst um den Hals legte, als er vor ihr kniete, um diesen Lohn der Tapferkeit zu empfangen.

Am andern Tage erfolgte ein Kampf der ritterlichen Sänger, bei welchem Scharfsinn und Erfindungskraft ihre Triumphe feierten. Die Sänger priesen die Frauen, berührten die zartesten Empfindungen des Herzens, dann aber ertönten auch wieder Lieder zu des Frühlings Lob und Preis und wurden die heroischen Thaten der alten Helden besungen. Der Preis bestand in einer Krone aus Rosen und wurde noch höher geachtet, als der Dank eines Turniers.

So verging eine Woche unter Spielen und Festen, doch nun

mußte der Kaiser auch an den Ernst der ihm gestellten Aufgabe gehen. Er hatte zu diesem Behufe den Herzog von Bayern, die anwesenden Kurfürsten und den Grafen Meinhard zu sich geladen, um mit ihnen seinen Wunsch vertraulich zu besprechen. Waren diese für seinen Plan gewonnen, so stand kein bedeutendes Hinderniß mehr im Wege.

Als sie Alle versammelt waren, begann Rudolf: „Als die Kurfürsten des Reiches mich aus der Hütte meiner Väter auf den kaiserlichen Thron erhoben, war für das Reich eine trübe Zeit gekommen. Wohin man blickte, nichts als Gewalt, Raub, Zerstörung, Elend und Noth und fürwahr, ich wußte im Anfange nicht, sollte ich über die Wahl erfreut oder betäubt sein. Ich sah, wollte ich in dieses Meer von Gewalt und Unfrieden Ordnung und Ruhe bringen, eine Zeit voll schwerer Kämpfe und banger Sorgen vor mir liegen und glaubte nicht, daß meine Kräfte zur Vollendung des Werkes hinreichen würden. Allein im Vertrauen auf Gottes Hilfe übernahm ich die Regierung über das Reich und was nun geschehen und gethan wurde während der siebzehn Jahre, liegt jedermann offen vor Augen. Dem Landfrieden habe ich Geltung verschafft, dem Gesetze Ordnung, die Burgen der Raubritter liegen in Trümmer, ungehindert und sicher können die Kaufmannszüge von einer Stadt zur andern ziehen. Einen Feind, nicht nur des Reiches, sondern aller Fürsten habe ich besiegt, ihm die mit Gewalt geraubten Kronen entrissen und sie Würdigern aufgesetzt. Ein Mehrer des Reiches war ich, ein Schützer der Grenzen desselben und der deutsche Name steht jetzt so Achtung gebietend wieder da wie in den besten Zeiten. Aber mein Alter mahnt mich an die Hinfälligkeit des Menschen und daß nichts von Bestand ist auf dieser Welt. Ob jener nach mir die Kraft besitzt, auf dem betretenen Wege fortzufahren, wer kann es wissen? Ihr habt zu wählen und ich weiß es, nur nach reiflichem Überlegen werdet Ihr einem Manne die Krone antragen, der ihrer würdig und die Kraft in sich besitzt, den wiedererstandenen Glanz derselben zu erhalten. Aber ist es nicht möglich, daß nach Euch und mir andere kommen, die nach falschen Grundsätzen handeln und das

eigene Wohl mehr anstreben als das des Reiches? So lange Deutschland ein Wahlreich, liegt diese Gefahr nahe und darum meine ich, könnte man diese vermindern, wenn die Krone vom Vater auf den Sohn fort erben würde in einem starken und kräftigen Geschlechte."

Verwundert blickten sich die Fürsten nach dieser Rede an. Hatten sie recht gehört? Das Wahlreich soll untergehen und an seiner Statt ein erblicher Kaiserthron sich erheben? „Sprecht Euch deutlicher aus," sprach der Kurfürst von Köln, „Eurer Rede Sinn ist mir nicht klar geworden."

„Wem das Wohl des Reiches am Herzen liegt," antwortete der Kaiser auf diese Frage, „wird, wenn er reiflich sich meine Worte überlegt, finden, daß damit für alle Zeit die Zukunft Deutschlands gesichert ist. Kein Wahlreich mehr, das nur zum Unglück und Elend, zu Parteihaß und Aufstachlung aller unedlen Leidenschaften führte, sondern ein erbliches Kaiserthum, das Jedem seine Rechte gewährt und für Alle ein gemeinsamer Schutz wird. Dieses glückliche Bewußtsein möchte ich mit hinüber nehmen in eine andere Welt und leicht würde dann mein Sterben sein."

„Bei Gott, ein kühner Plan," rief der Brandenburger aus, „und wohl des Nachdenkens werth. Ich glaube aber nicht, daß er die Zustimmung der Fürsten des Reiches erhalten wird. Doch läßt sich weiter darüber berathen."

„Wie denkt Ihr Euch denn die Stellung der Kurfürsten zu dem erblichen Kaiser?" fragte der von Mainz.

„Als die nächsten an seinem Throne," war die Antwort.

„Die dem Kaiser in Allen unterthänig und unterwürfig sein müßten," fiel rasch der Kölner ein, „was er verlangen und begehren wollte. Mit einem Worte, der Kaiser wäre Herr des Reiches und wir wären seine Vasallen."

„Die ganze, seit zweihundert Jahren bewährte Ordnung müßte damit umgestoßen werden," versicherte unter Kopfschütteln der Bayernherzog. „Eine neue Gestaltung würde daraus hervorgehen und zuletzt würde die Alleinherrschaft angestrebt. Ein erblicher Kaiser würde bei dem Aussterben eines Geschlechtes dessen Güter an sich

ziehen und nie mehr vergeben. Dann könnte er leicht die Uebrigen mit Gewalt vertreiben und es käme dann soweit, daß in Deutschland nur ein Regentenhaus mehr sein würde. Nein, das kann und darf nie geschehen. Deutschland bleibt ein Wahlreich, jeden Gedanken an eine Aenderung laßt fahren. So lange ich lebe, gebe ich meine Zustimmung nicht und meine Brüder denken gerade so wie ich.“ „Ich glaube nie, daß die Zeit je kommen werde, wo dieses geschieht,“ behauptete Meinhard „und ich vertraue auf die Einsicht und Weisheit der Fürsten, daß sie jederzeit den rechten Mann an die Spitze stellen und sich der Vergangenheit und ihrer Folgen wohl erinnern werden.“

„Was in Frankreich, in England und andern Ländern möglich ist, warum sollte dieses nicht auch in Deutschland sein?“ fragte der Kaiser, der übrigens einsah, daß keine Erfüllung dieses seines Lieblingsgedankens zu erwarten sei. „Die Zeit würde den Umgang minder schroff gestalten und die Härten ausgleichen, die vielleicht am Anfange entstehen würden. Bei redlichem Eifer und gutem Willen könnte dieses leicht gelingen.“

„Führt England und Frankreich uns nicht als Beispiele auf,“ sprach der Kurfürst von Köln. „Dort entwickelte sich die Erblichkeit des Fürsten seit Karl des Großen Zeit und keiner der Fürsten jener Länder würde auf den Gedanken kommen, plötzlich ein Wahlreich herstellen zu wollen. Laßt ab von diesen Plänen, Euer Sohn wird Euer Nachfolger, was nach diesem geschieht, wissen wir nicht.“

Rudolf sah ein, daß es besser sei, von diesem Gegenstande abzugehen und die Berathung auf andere Dinge zu lenken. Er ließ sich aber doch das Versprechen wiederholen, Albrecht zu wählen, in der Hoffnung, daß diesem gelingen werde, wozu er den ersten Anlaß gegeben hatte. Mißvergnügt gingen die Fürsten auseinander und wenige Tage hernach, nachdem Rudolf mit seinem Sohne eine lange Besprechung gehalten, verließ er Augsburg. Er sollte die ihm so lieb gewordene Stadt nicht mehr sehen.

Die Enttäuschung, die er damit erfahren, bewegte ihn schmerzlich und schon auf dem Wege nach Germersheim, wohin er sich begab, konnte man den Verfall seiner Kräfte gewahren.

Seine Gemahlin bemühte sich, dort angekommen, die trüben Gedanken zu verbannen und bot alles Mögliche auf, den Lebensabend des Kaisers zu erheitern. Das Schloß dort wurde nicht leer von Besuchen, die alle darauf berechnet waren, den Kaiser zu zerstreuen. Doch der einmal in ihm festgewurzelte Gedanke ließ ihn nicht mehr zur Ruhe kommen.

Wie schön und herrlich wäre es, dachte er sich oft, wenn aus der bescheidenen Burg in den Bergen das künftige Geschlecht der deutschen Kaiser hervorgegangen wäre. Aber es soll nicht so sein. An der starren Selbstsucht, an der Gier nach Ansehen, Macht und Reichthum scheitern meine Bestrebungen und all mein Wirken wird in Nichts zerfallen, wenn ich die Augen geschlossen. So ist des Menschen Werk beschaffen und wenn es selbst ein Kaiser gegründet hat.

Und doch war er der Gründer eines Kaiserhauses, das dem Reiche die herrlichsten Regenten gab und noch lange in Ruhm und Ehre fortblühen wird.

Eines Mittags saß er mit seiner Gemahlin an einem Fenster des Schlosses und spielte mit dieser Schach. Nicht mit gewohnter Aufmerksamkeit verfolgte er das Spiel. Er fühlte ein beengendes Drücken auf der Brust und mußte sich Gewalt anthun, die Partie zu Ende zu führen. Er verlor sie.

„Schach dem König!" rief seine Gemahlin als Siegerin aus. Doch als sie aufsah und die Veränderung in den Zügen ihres Gemahls sah, erschrack sie heftig und rief den Arzt und ihr Gefolge herbei.

„Es geht mit mir zu Ende," sprach er aber gefaßt und ruhig, „ich fühle es. Laß mein Roß satteln. Auf nach Speyer, dort will ich sterben und an der Seite meiner Vorgänger soll auch meine Ruhestätte sein."

Unter Weinen und Weheklagen des ganzen Hofes wurde der Befehl vollführt. Doch heiter und todesmuthig ritt er dahin, den Blick auf den hehren Dom gewendet, wo so mancher Held begraben lag.

Unter heitern Gesprächen mit seiner Gemahlin und seinem

Gefolge kam er der Stadt immer näher. Plötzlich, unfern des Thores, sank er entseelt zurück. Liebende Arme fingen ihn auf, damit er nicht vom Pferde fiel.

So hielt ein todter Kaiser seinen Einzug in die Stadt. Als die Kunde hievon diese durchdrang, eilte Alles heran, um das geliebte Antlitz noch einmal zu sehen, das auch im Tode seinen Frieden bewahrte.

Unter Thränen und Jammern betteten sie ihn in dem erhabenen Gotteshause zur ewigen Ruhe, den Ersten aus dem Habsburger Stamme, der Deutschlands glorreiche Kaiserkrone trug. Kein Hohenstaufischer Glanz umstrahlte diese, so weitgreifend wie der Hohenstaufen Pläne waren die Seinen nicht. Aber er hat des deutschen Reiches wankenden Thron in Deutschland selbst befestigt, das Reich wahrhaft regiert, er war einfach, gerecht und edel, ein ächter Vater des Vaterlandes!

* * *

Vier Jahrhunderte ruhte der Kaiser bei seinen Vorfahren, nichts störte die Ruhe und Heiligkeit der Kaisergrüfte. Da sandte zu einer Zeit politischer Zerrissenheit König Ludwig XIV. seine raub- und blutgierigen Schaaren in die Pfalz, die das schöne und herrliche Land dem Verderben weihten. Der französische Befehlshaber Melac, Fluch seinem Namen, schonte kein Alter, keinen Stand, in wenigen Wochen war das Land eine Wüste. Die Franzosen plünderten in Speyer zuerst den Dom, dann erbrachen sie die Grüfte der Kaiser, um nach Kostbarkeiten zu suchen, entweihten sie mit ihren räuberischen Händen, zerschlugen die Särge und warfen die Ueberreste der Helden mit höhnenden Worten durch einander. Nun setzten sie dem Werke die Krone auf und zündeten den Dom, dieses herrliche Denkmal deutscher Baukunst an.

Am 2. Juni 1689 beleuchtete die Sonne nur mehr dessen Ruinen.

Im Jahre 1870 erst konnten die Deutschen die Schmach der Raubkriege austilgen.
